Joh. Friedrich Hoff

Eine Alt-Frankfurter Familiengeschichte

Aus einem Künstlerleben


EX LIBRIS
ROB. FLAUAUS



Fang dein Werk mit Jesu an.

J. L. Hoff

Aus einem

Künstlerleben.

Eine Alt-Frankfurter Familiengeschichte

erzählt von

Joh. Friedrich Hoff.

Mit neun Bildern in Lichtdruck und einer Vignette auf dem Umschlag.

Frankfurt a. M.
Verlag von Johannes Alt.
1901.

Druck von M. Ed Nachfg., Frankfurt a. M.

Meinen Vorfahren

insbesondere

meinem teuren Vater

Johann Nicolaus Hoff

Zeichner und Kupferstecher

gewidmet.

Inhalt.

Abbildungen.

Meine Urgroßeltern
und meine Großeltern.



Friederich Carl Hoff.
Handschumacher

Es war um die Mitte der fünfziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, als mein Urgroßvater Johann Friederich Carl Hoff, „Sohn des Johann Sebastian Hoff, Bürgers und Hufschmiedmeisters, und der Anna Elisabetha, geb. Bestin", geboren am 10. Juli 1730 zu Westerburg, Hochgräflich Leiningen-Westerburgischer Herrschaft, mit dem in bester Form erteilten und durch das Zunft-Insigel beglaubten Lehrbrief der „verordneten Meister einer ehrsamen Schlosser-, Uhr-, Winden- und Büchsenmacher-Zunft in der Chur-Pfälzischen Oberamtsstadt Neustadt an der Haardt" mit Gottvertrauen in die damalige freie Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt am Main einzog, um sein „Fortun" zu machen. Er war ein frommer, getreuer, fleißiger und rechtschaffener Handwerker, der mit dem, was er erlernet, aller Orten gar wohl bestehen konnte.

Der Lehrbrief [1]), die älteste unseren Urgroßvater betreffende Urkunde, ein umfangreiches Pergament, giebt uns davon Zeugnis. Sicher ist es ein Meisterwerk der Kalligraphie jener Zeit; überaus reiche, kunstvolle Schnörkel sind bis in's Unendliche in einem Zuge durchgeführt. Als Zierrat halten zwei Engel eine Uhr, unter welcher auf einem Band der Sinnspruch steht:

„Hin geht die Zeit, her kommt der Todt,
O Mensch, thu Buß und förchte Gott".

---

[1]) Siehe folgende Seite.

Außerdem bewahrt unsere Familie noch eine große, wohlerhaltene, stattliche in Leder gebundene und mit Schließen versehene „Biblia nach der teutschen Uebersetzung Herrn D. Martin Luthers. Altdorf, druckts und verlegts Johann Adam Hessel, 1764", in welche der Urgroßvater seinen vollen Namen

Jo. Friedrich Carl Hoff
Franckfurth d. 10 augusti 1765.

eingetragen hat.

[1]) „gestemptelt Papier vor den Lehr-Brieff ist gelößt und beygelegt."

„Lehr Brieff
vor
Friederich Carl Hoff von Westerburg,
Schlosser und Uhrmacher Handwercks."
„Wir Marcus Fischer Statt Schultheiß
wie auch Johann Jost Schleiffer und Balthasser Henrich

beyde verordnete Zunfft Meistere Einer Ehrsamen Schlosser- Uhr- Winden- und Büchsenmacher Zunfft in der Chur Pfältzischen Ober Ambts Stadt Neustatt an der Haardt fügen hiermit jedermänniglichen zu wissen, daß vor uns erschienen ist Friederich Carl Hoff, gebürtig zu Westerburg Hochgräfflich Leiningen Westerburgischer Herrschafft und Uns mit mehrerm zu vernehmen gegeben, wie daß er allhier bey Jacob Möllinger in sechs nach einander folgenden Jahren das Schlosser und Uhrmacher Handwerck nach Zunfftmaßiger Ordnung gelernet und nun anjetzo sein Fortun anderwärts zu suchen entschlossen ware, mithin er Uns geziemend ersucht und gebetten haben wolte, ihme dessenwegen einen beglaubten Schein und Lehr Brieff förderlichst zu ertheilen. Wann nun Uns solches alles dann selbsten wohl wissend und bekannt, auch unser Zunfft Protocoll bezeuget, daß er den ersten Juny 1744 vor Einer gantzen versammelten Ehrsamen Zunfft zu ersagt unserm lieben Zünfftigen Mit-Meister Jacob Möllinger der Ordnung nach als ein Lehr Jung auffgedinget und den ersten Juny 1750 hinwiederum von seinen Lehr Jahren frey ledig und loßgesprochen worden. Und da auch der bemelte Lehr Meister bey seinen wahren Worten angezeiget, daß gemelter Friederich Carl Hoff nicht allein die Sechsjährige Lehr Zeit ohn-

Auch in einem Werk seiner kunstreichen Hand lebt mein Urgroßvater in unserer Familie fort: eine Standuhr mit seinem Namen verkündet des Meisters Ruhm in regelmäßigem Gang und Schlag.

Noch steht eine sogenannte Hausuhr in der Sakristei der Liebfrauenkirche, „ein vorzügliches Werk". Das Zifferblatt, mit reichem, aus Messing getriebenem Zierrat versehen, trägt ebenfalls seinen Namen.

Friederich Carl Hoff hatte zuerst etwa ein halbes Jahr dahier bei Schlossermeister Alp gearbeitet, und dieser wußte den

---

ausgesetzt Ehrlich und redlich außgehalten, sondern sich auch währender Zeit über fromm, getreu und fleißig allermaßen wie es Einem rechtschaffenen Lehr Jungen wohl anstehet und gebühret, verhalten, und das Handwerck so erlernet hatte, daß er aller Orthen als ein Wohl erfahrner Schlosser und Uhrmacher gar wohl bestehen könne. Ingleichen da bis anhero auch nicht die geringste Klag bei der Zunfft gegen Ihn vorkommen; Als haben Wir Ihme solches nicht abschlagen noch verweigern können, sondern der Warheit zu Steuer gerne damit willfahren wollen, wie Wir dann Ihme solches alles hiermit attestiren und in bester Form ertheilen. Belanget demnach an alle und iede, Weß Stands oder Dignitaeten Sie immer seyn mögen, besonders aber an die jenige welche dem Ehrsamen Schlosser- Uhr- Winden und Büchsenmacher Handwerck zugethan seynd, unser Respective dienstfreundliches Bitten, Sie wollen sich mehr gedachten Friederich Carl Hoff nicht allein bestens recomendirt seyn lassen, und Ihne als einen Zünfftig erlernten Schlosser und Urmacher erkennen, sondern Ihme auch sonsten sein Fortun nach allem Vermögen helffen zu befördern. Ein Solches wird nicht allein Er mit gröster danckbarnehmigkeit erkennen, sondern Wir seynd es auch in dergleichen und andern Fällen iederzeit zu verschulden bereit und willig. Urkundlich ist gegenwärtiger Lehrbrieff unter unserm gewöhnlichen Zunfft Insigel *) und behöriger Unterschrift verfertigt und außgestellt worden. In der Chur Pfältzischen Ober Ambts Statt Neustatt an der Haardt, den 10ten Tag des Monats Martij, als man zählt nach der Geburt Jesu Christi Ein Tausend Sieben Hundert Fünffzig und Fünff.

Fischer Statt-Schultheiß
Jost Schleiffer als ältster Zunfftmeister
Balthaßar Henrich als Zunfftmeister
Jacob Möllinger als Lehr Meister"

*) Das Zunftinsigel ist nicht mehr vorhanden.

Vorteil zu schätzen, der ihm aus der Hilfe des selten geschickten Gesellen erwuchs. Alp gehörte indessen nicht der Zunft an. Trotzdem nun Hoff „Pfuschereien", wie man das Arbeiten außerhalb der Zunft nannte, getrieben hatte, bewarb er, der 25jährige, sich doch um das Bürgerrecht als Großuhrmacher. Ob solcher Kühnheit — fehlten ihm doch noch die nach dem Gesetz nötigen vier Mutjahre — erregte sich das ganze Handwerk.

Besagtes Gesuch vom 2. Juni 1755 begründet er folgendermaßen: Von Jugend auf habe er sich der Großuhrmacherprofession beflissen und solche laut des in Händen habenden Lehrbriefes zu Neustadt an der Haardt bei dem berühmten Meister Jacob Möllinger nicht nur 6 Jahre lang gehörig erlernet, sondern auch nach zurückgelegten Reisen wiederum 5 ganze Jahre bei demselben als Gesell gearbeitet und diese Zeit über das Seinige dergestalt gethan, daß ihm das Zeugnis eines wohlerfahrnen Schlossers und Uhrmachers in gedachtem Lehrbrief beigelegt zu werden kein Anstand gefunden worden; er auch ohne eitlen Selbstruhm hierinnen keinem aus dem Weg zu gehen Ursach habe. Auch sei nur ein gehörig gelernter Großuhrmacher allhier, und mit dem Schlosserhandwerk, das weiter nichts als das Fehlen der Mutjahre gegen ihn anführe, sei er willig und bereit sich abzufinden. Auch habe er etwas bares Geld und erwarte von seinen noch lebenden Eltern und einem schon betagten Onkel ein nach seinen Verhältnissen hinlängliches Vermögen. Sodann mache er sich ausdrücklich anheischig, wenn er in den Ehestand trete, keine andere als eine hiesige Bürgerswitwe- oder Tochter zu heiraten.

Darauf erhält er vom Schatzungsamt am 5. Juni a. c. die bündige Antwort: „Das Gesuch ist so lange abzuschlagen, bis Supplicant anzeigt, wen er heiratet."

In einem nochmaligen angelegentlichen Gesuch bittet er die Behörde, damit er keine Zeit verliere und gleichsam müßig gehe, ihm die Verfertigung des Meisterstückes zu gestatten; unterdessen

werde er sich nach anständiger Gelegenheit um eine hiesige Bürgerswitwe- oder Tochter umsehen.

Aber wiederum erhält er zur Antwort: „So lange abzuschlagen, bis er anzeigt, wen er heiratet."

Ein Jahr war vergangen, da reicht er am 8. Juli 1756 ein neues Gesuch ein und bittet um nunmehrige gnädige Gewährung, darin angebend, daß er sich durch göttliche Fügung mit Antonette Elisabethe,[1] einer Tochter des Bürgers und Likörfabrikanten Johann David Schaffner, in ein ordentliches Eheverlöbnis eingelassen, und unter erhoffender Hochobrigkeitl. gnädiger Erlaubnis mit solcher ehestens sich trauen zu lassen und sich als Großuhrmacher künftig allhier zu nähren gedenke. Mit welcher hohen Hulde er sich um destomehr schmeichle, als er, aus der Hochgräflich Leiningischen Residenz Westerburg gebürtig, keiner Leibeigenschaft oder sonstigen Pflichten unterworfen und der evangelisch-lutherischen Religion zugethan sei.

Zugleich mit ihm reicht der Stadt- und Großuhrmacher Johann Georg Eichler eine notdringliche, unterthänige Vorstellung und flehentliches Bitten ein wegen des angeblichen Uhrmacher-Gesellen Carl Hoffs rechts- und articulswidrigen Gesuches um das Bürgerrecht und die Erlaubnis auf seine Hand zu arbeiten: Supplicant verdiene wegen seiner bei dem Meister Alp anderthalb Jahre getriebenen „Pfuschereien", wodurch ihnen Nahrungsabtrag verursacht worden sei, eine scharfe Ahndung statt einer so vorzüglichen Gnade.

Auf diese zugleich im Namen des gesamten Handwerks berechtigte Beschwerde wird Hoff unterm 20. Juli 1756 betreffs des Meisterwerdens der Bescheid gegeben, er habe sich an die Zunftordnung zu halten.

Und in was bestand diese Ordnung? 50 Reichsthaler waren, um die noch fehlende Mutzeit von $2^1/_2$ Jahren abzu-

---

[1]) Getauft 12. Januar 1734; † 12. August 1776. Auffallend ist es, daß die amtlichen Nachrichten in früherer Zeit den Tauf- und den Begräbnistag an Bedeutung über den Geburts- und den Todestag stellten.

lösen — was bei anderen Handwerkern eine ganz gewöhnliche Sache war — in die Zunftlade zu Gunsten der Witwen und Waisen zu entrichten. Als er auch dies gethan und allen Anforderungen genügt, knurrt immer noch das Handwerk aus Neid und Mißgunst ob dieses Eindringlings. Doch er siegt, erhält unterm 27. Juli 1756 das Bürgerrecht als Großuhrmacher und zahlt im Beisein der Geschwornen das Bürgergeld mit 20 Gulden.

Es war für ihn der Festtag gekommen, an welchem er auf der Großuhrmacher-Meisterstube in des ältesten Geschwornen Behausung bei „Aufzeigen" seines Meisterstücks sich der ihm obliegenden Schuld zu entledigen hatte, nämlich jedem der Geschwornen außer zwei Gulden ein Glas Wein und etwas Weißbrot zu bieten, den Herren Deputierten aber bei Besichtigung nebst einem Glas Wein und etwas Konfekt einen Speziesdukaten zu überreichen.

Am 30. November 1756 trat er in die Ehe, welcher 13 Kinder entsprossen, darunter die Söhne:

Johann Georg Carl, der spätere Ratsherr, getauft 15. Januar 1759,

Wilhelm Carl Ludwig, der Gründer des Badehauses am Leonhardsthor, getauft 13. März 1766, und

Johannes, mein Großvater, der nachmalige Stadtuhrmacher, getauft 21. Juni 1771.

Auch der Tochter Anna Elisabetha [1]), der künftigen Frau des Johann Nicolaus Krumb [2]), des Paten meines Vaters, gedenke ich.

Nach 20jähriger Ehe starb seine Frau. Nicht lange, und der Witwer verheiratete sich mit der älteren Schwester [3]) seiner

---

[1]) Getauft 25. Juli 1762; vermählt 17. Mai 1780; † 12. Februar 1792.

[2]) Bürger und Bäckermeister, später Diener des löbl. Bauamts, geb. zu Goddelau, 7. September 1754, vermählt 17. Mai 1780; † 25. Mai 1832 in Frankfurt a. M.

[3]) Maria Anna, getauft 7. Februar 1732; vermählt 2. Dezember 1776; † 21. Oktober 1808.

ersten Frau, der zum zweitenmal verwitweten Pfeiffauf, vorher verehelichten Schudt, die ihm eine Tochter mitbrachte, welche in der Familiengeschichte unter dem Namen „Tante Zipp" noch vorkommt.

Im zweiten Jahre, nachdem sich Hoff ansässig gemacht hatte, starb am 4. März (1758) Stadtuhrmacher Eichler, „der von einem Franzosen in seinem Hause mit einem Pandurenmesser gestochen worden war, an dieser Blessur." Unter den sich zu der erledigten Stelle berechtigt Haltenden entstand ein heißer Kampf, der sich besonders gegen den jungen Mitmeister richtete. Jeder war bestrebt, sein eigenes Gesuch durch besondere Gründe, oft recht wunderlicher Art, zu unterstützen. Einer namens Rübs hebt das Hauskreuz, das er seit seiner Verheiratung mit einer Uhrmacherswittib erduldet, hervor und bittet gleichsam als Trost um die Stelle. Trotzdem blieb seine Eingabe, weil er den Termin versäumt hatte, unberücksichtigt. Und so stehen in dem Ratsprotokoll vom 24. April 1758 die drei Konkurrenten:

Friederich Carl Hoff,
Johann Michael Milchmeyer und
Johann Carl Jost.

Vor das Amt beschieden, müssen sie sich in Anwesenheit der Senatoren Uffenbach, Menzel nnd Senckenberg einer von den Geschwornen Frick und Hammeran geführten eingehenden Prüfung über die Pflichten eines Stadtuhrmachers unterwerfen. Durch seine sachliche, klare Darlegung geht Hoff als der Geeignetste hervor. Auch seine Antwort auf die Frage, wie viel Besoldung er beanspruche, zeichnete sich vor denjenigen der anderen Meister durch Bescheidenheit aus: weil er nicht wisse, wie viel Stadtuhren er zu besorgen, und was er daran zu thun fände, so könne er vorzeitig keinen eigentlichen Ueberschlag für sothanen Dienst angeben, hätte aber das Zutrauen, daß Hohe Obrigkeit ihm nichts umsonst zumuten und nach Maßgebung der vorigen Besoldung auch mit ihm verfahren werde.

Der Rat hatte die Geschwornen ausdrücklich beauftragt, ein tüchtiges Subjectum auszuwählen; sie empfehlen nach bestem Wissen zur fernerweiten Uebertragung des erledigten Amtes als allein geeignet den „berühmten" Großuhrmachermeister Friederich Carl Hoff und erwähnen dabei noch insbesondere dessen Meisterstück. Und so wird am 27. April 1758 unter den 3 Reflektanten wegen seiner Geschicklichkeit, die eine solch stadtkundige Sache sei und keines ferneren Beweises bedürfe, Hoff zum Stadtuhrmacher mit 100 Reichsthaler Jahresgehalt ernannt.

Folgende „gemeine Stadt- und Römeruhren", auch „Ratsglocken" genannt, waren zu bestellen: Rentenamt, Mainthorturm, Katharinenkirchenturm, Gallenthorturm, Bockenheimerthorturm, Eschenheimerthorturm, Bornheimerturm, Brückenturm zu Sachsenhausen und Pfarrturm.

Die Großuhrmacherei betrieb er im 1. Quartier auf dem „Plätzchen an der Zange" in seinem von dem Handelsmann Eisen erworbenen Hause Lit. A. No. 146 (jetzt No. 54). Ein interessanter, jetzt noch wie damals malerisch schöner Teil der Altstadt ist das an der Fahrgasse gelegene „Plätzchen an der goldenen Zange." In grauer Vorzeit „uf der Swine Misten" genannt, bezeichnete man es später als „Plätzchen bei der Sanduhr", „unterm Reifenberg", „gegen dem goldnen Löwen über" oder auch „das goldne Löwenplätzchen."

Auch das rege Getreibe der mancherlei Handwerker, die hier beisammen wohnen, ist noch dasselbe. Der Stolz des Platzes, der in der Mitte stehende originelle „Löwen-Brunnen" mit zierlich von Stein gehauenem Pumpenstock, erbaut im Jahr 1781, ist bis auf die ihn einst umgebenden Tröge noch unverändert derselbe. Er hatte schlechtes Wasser; denn in einer amtlichen Anzeige von damals heißt es: „Da dieser Brunnen unter allen der schwerste und folglich auch der schlechteste ist, sollen sich die Anwohner des beständigen Trunkes enthalten".

Ebenso tragen die ohne Brandmauern nebeneinandergedrängten Häuschen meist das alte Gepräge. Durch die „Ueberhänge", die auf die Dächer aufgesetzten Giebel- oder Zwerghäuser und das Gewimmel der auffallend dichtstehenden winzigen Fensterchen hat dieser Platz einen großen malerischen Reiz.

An dem schon etwas stattlicheren urgroßväterlichen Hause, an das Thor der „goldenen Zange" stoßend, deutet der steinerne Unterbau durch den zirkelrunden, weitgespannten Bogen, der nach seiner Breite zu urteilen der einstige Haupteingang war, auf ein sehr hohes Alter.

Jetzt noch wird die Schlosserei darin betrieben. Es heimelte mich wahrhaft an, als ich das Haus samt dem ganzen Plätzchen zeichnete; lebhaft versetzte ich mich in die Zeit, da mein Urgroßvater als Meister und Hausherr drinnen wirkte. In der Werkstätte sah ich durch die Fenster das Feuer der Schmiede, vom Blasebalg ermuntert, lodern und dunkle Gestalten sich flink um den Ambos bewegen, die Funken sprühten umher, und die Hammerschläge drangen wie liebe Musik an mein Ohr. Wohl mag der alte Meister einst auf dem Platze vor seinem Hause die großen Zifferblätter für die Turmuhren fertiggestellt haben.

Zu seinen Kunden gehörte Rat Goethe, wie die unten folgende im Goethe-Archiv zu Weimar befindliche Rechnung beweist. Sie betrifft die stattliche Uhr, welche im Goethe-Haus zu Weimar in dem Vorraum steht, durch welchen man in des Dichters Arbeitszimmer gelangt. Bezeichnet ist diese Uhr:

Carl Hoff à Francf.

Bei dem Verkauf des Hauses auf dem großen Hirschgraben dahier durch Frau Rat an Weinhändler Blum am 1. Mai 1795 durfte diese Uhr, weil an die Wand befestigt, nicht entfernt werden. Hier sah sie Großherzog Georg von Mecklenburg, und in der

Erinnerung an die glücklichen Stunden, die seine Schwestern, die Prinzessinnen Friederike und Louise, die späteren Königinnen von Hannover und Preußen, während ihres Aufenthaltes in Frankfurt am Main bei der Krönung Kaiser Leopolds II. im Jahr 1790 bei Frau Rat verlebt hatten, erstand er sie von der Familie Rössing, den damaligen Besitzern des Goethe-Hauses, und sandte sie dem Dichterfürsten zu seinem 80. Geburtstage am 28. August 1828.

Der Urgroßvater war, nach dem von ihm vorhandenen Bildnis zu urteilen und nach der Aussage meines Vaters, ein schöner, stattlicher Mann, der auch nicht wenig auf sein Aeußeres hielt. An Sonn- und Feiertagen sah man ihn mit seiner „Eheliebsten" fein säuberlich in bezopfter Perrücke, worauf der Dreiecker, und in der damals herrschenden steifen Tracht: dem langen zweireihigen, galonnirten Rock nebst Weste, den Kniehosen, den Schnallenschuhen über den seidenen Strümpfen, gar würdevoll seinen Stab führend, einhergehen, um den „Hochehrwürdigen" Herrn M. Johann Jacob Starck, Pastor an der Hauptkirche zu St. Katharinen, der sie getraut, zu hören.

Die drei Söhne wurden in die Schule des Johann Georg Büchner[1]), „des Urbildes eines französischen und teutschen Schul-, Schreib-, Rechen- und Sprachmeisters der damaligen Schulmeister-Zunft, geschickt, der eifrig sein dürftiges Geschäft betrieb. Dieselbe galt wegen ihrer Strenge, die freilich manche Tyrannei nannten, für eine der besten. Sie lag in einer der engsten Straßen, der Graubengasse, im Hinterhaus Lit. G. No. 127 (jetzt 27), eine Treppe hoch, so daß vom Oktober bis März kein Sonnenstrahl in die dumpfe Stube fiel, wo oft 200 Kinder und mehr, Knaben und Mädchen jedes Alters vereint, vom Morgen bis zum Abend in Zucht und Lehre gehalten, im Katechismus, Lesen und Schreiben geübt, wohl auch noch im Rechnen unterrichtet, (wofür die Schul-

---

[1]) Geb. 2. März 1729 in Michelstadt im Odenwald, † 26. Januar 1788 in Frankfurt a. M. Die Schilderungen Büchners und seiner Schule sind dem Aufsatz von Finger „Johann Georg Büchner" entnommen.

ordnung „für die, so wohlhabend sind", 2 Gulden quartaliter ansetzte) und endlich wenigen Auserlesenen „in der Privat auch noch etwas Französisch beigebracht wurde"".

Unter den Winkelschulmeistern jener Zeit finden wir einen Carl Hoff, Candidaten der Theologie, „der von den zünftigen teutschen Schulmeistern mit unter die sonderbare Gesellschaft, welche als Hauptschulstörer angesehen wurden, gezählt ward". War er doch reformierter Konfession! „Dies Bekenntnis galt damals als dem gemeinen Wesen höchst schädlich; ja man fürchtete, daß mit der Zeit eine ordentliche reformierte Schule entstehen könnte." Vielleicht hätte mein Urgroßvater seine Söhne zu diesem, der ja möglicher Weise ein Verwandter war, in die Schule geschickt. Aber nach der strengen Drohung von Bürgermeister und Senat „Ausweisung in 4 Wochen dem, der ohne Permission der Scholarchen Unterricht erteilt", mußte er sein unberechtigtes Schulhalten einstellen.

Alle drei Söhne erlernten in der Folge beim Vater das Schlosser- und Großuhrmacherhandwerk. Der zweite, Wilhelm, ein unruhiger, unternehmender Mann, kam auf den Einfall, am Leonhardsthor in dem bis dahin dem Weinwirt Weickert gehörigen Hause Lit. I No. 45 des neunten Quartiers (jetzt No. 27) ein Gast- und Badehaus zu gründen, führte, nachdem er die Gerechtigkeit erlangt, denselben aus und nannte es „Frankfurter Haus" [1]). Der Umstand, daß die Ratsverordnung dem Visirer (d. i. dem Faßmesser, Eicher, Eichmeister) verbot, fremde Weinleute in seiner Wohnung auf der Leonhardspforte in und außer den Messen zu beherbergen, mag ihn zu dieser Gründung veranlaßt haben.

Die „Frankfurter Frag- und Anzeige-Nachrichten" (später Intelligenzblatt), welche auf dem kleinen Hirschgraben F 77 Dienstags und Freitags ausgegeben wurden, bringen in einem

[1]) Jetzt: „Greb'sche Bade-Anstalt".

„Extrablatt von No. 50, Freitag, den 14. Juny 1799“, folgende Ankündigung:

„Oeffentliche Bade-Anstalt dahier in Frankfurt“.

„Der Gebrauch der Bäder, sowohl als Verdauungs- wie auch als Heilmittel in sehr vielen Krankheiten, ist von jeher von einsichtsvollen Aerzten von so großem Nutzen erachtet worden, daß es überflüssig wäre, denselben jetzt noch hier weitläufig anpreisen zu wollen. Ohne sich auf das Beispiel der kultivirtsten Nationen der Vorzeit, der Griechen und Römer, zu berufen, bei denen das Baden zur Erhaltung der Gesundheit für eine der wichtigsten Angelegenheiten des Tages gehalten wurde, ohne die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren in der Anwendung dieses Mittels anzuführen, dessen Nutzen sie besser einzusehen schienen als ihre Nachkommen, braucht man, um ihre heilsame Kraft auch durch neuere Erfahrungen bewährt zu finden, nur auf die in unserer Zeit gemachten neuen Einrichtungen und Wiedereinführung derselben in andern großen Städten von Europa aufmerksam zu machen.

Längst schon war es der Wunsch eines großen Theils des Publikums, in hiesiger Stadt eine Gelegenheit zu haben, wo man an einem bequemen Ort, vor Wind und Wetter gesichert, ohne in Hitze und Schweiß zu geraten, die guten Wirkungen dieses vortrefflichen Heilmittels genießen könnte. Endes-Unterzeichneter hat sich daher entschlossen und von einem Hoch-Edlen Rate die Erlaubniß erhalten, zum Nutzen der Gesundheit seiner Mitbürger mit einem nicht geringen Kosten-Aufwand in seiner Behausung nächst dem Leonhards-Thor eine solche öffentliche Bade-Anstalt zu errichten.

Zum Gebrauche dieser Bäder, wovon jedes separat und wie ein kleines, niedlich meublirtes und verschlossenes Zimmer eingerichtet ist, wird das reine und klare Maynwasser angewandt, welches durch einen eigens dazu angelegten Kanal, um bei noch so trübem Fluß lauteres klares Wasser zu haben, in den Kessel,

und Reservoir geleitet und von da durch angebrachte Röhren nach Belieben und Erforderniß der Umstände, kalt und warm, zu jeder gefälligen Temperatur in die Bäder eingelassen wird. Auf Vorschrift derer Herrn Aerzte bin ich auch erbötig, Kunstbäder zu errichten.

Uebrigens hat Endes-Unterzeichneter in Ansehung der Bequemlichkeit, Reinlichkeit, genauer und prompter Aufwartung solche Einrichtung getroffen, um auf den Beifall und geneigten Zuspruch eines geehrten Publikums, das nützliche und gute Anstalten so gerne unterstützt, sicher rechnen zu können.

Auch wird man in meiner Behausung, um dieser Anstalt den möglichsten Grad der Ausdehnung zu geben, verschiedene Zimmer zum Gebrauch für Kurgäste und Einnehmung von Erfrischungen nach dem Bade eingerichtet finden.

Der Preis der fünf Haupt-Bäder, versehen mit allen Bequemlichkeiten, ist p. Stunde fl. 1., und diese können künftigen Sonntag als den 16ten Juny znm erstenmal besucht werden und stehen täglich von Morgens fünf bis Abends neun auch zehn Uhr in Bereitschaft.

Was die fünf anderen anbetrifft, die an Bequemlichkeiten denen ersten nicht beikommen, dem ohngeachtet doch sehr gut eingerichtet sind, 36 Kr. p. Stunde; wegen unerwarteten Aufenthalt können diese aber zuerst den 23ten Juny benutzt werden.

Hoff, am Leonhards-Thor."

Und in „No. 63 Dienstag, d. 30ten July 1799:

Bad-Anzeige.

Da im Publikum verlauten will, als ob meine Bäder den ganzen Tag besetzt seyen, so zeige hiermit an, daß noch von allen Stunden des Tages deren abzugeben sind, und daß nunmehr auch die Bäder zu 36 Kr. im behörigen Stand und zum Gebrauch bereit stehen.

Frankfurt am Mayn, den 26ten July.

Hoff."

„1804 wurde die Zahl der Bäder vermehrt und der Saal eine Stiege hoch dazu verwendet.“

Das Gasthaus ging namentlich bei den häufigen Einquartierungen der Franzosen brillant, und es verkehrten dort viele Offiziere, die geäußert hätten: „nous voulons loger chez Mr. Hoff“. Der Ruf des Badehauses wurde abermals in einer Extra-Beilage des „Intelligenz-Blattes vom 12. Mai 1801“ von 22 Aerzten, unter welchen wir die heute noch bekannten Namen: Ehrmann, de Neufville, Hofmann, Scherbius, Neuburg, Sömmering, Melber, Schilling finden, also gepriesen:

„Ueberzeugt von den vortrefflichen Wirkungen, welche das Baden in mehrerem Betracht auf den menschlichen Körper äußert, war es uns eine angenehme Erscheinung, als der Groß-Uhrmacher Hoff dahier vor einigen Jahren (23. Juni 1799) zuerst auf den Gedanken kam, eine öffentliche Badeanstalt in seinem nahe an dem Main gelegenen Hause zu errichten, und als er sie wirklich sogleich, nach erhaltener Erlaubnis, in den Stand setzte.

Wir können den Nutzen und die gute Einrichtung dieser Badeanstalt um so mehr empfehlen, da es uns bekannt ist, daß leider! ein großer Theil des hiesigen Publikums, die wenigen Sommermonate abgerechnet, wo es nur einen Vorteil des Badens, nehmlich die Abkühlung, bezweckt, weit weniger Sinn für das Baden hat, als man wünschen muß. Nicht also blos der gewünschten, besser als bisherigen Unterstützung eines freilich noch unbelohnten kostspieligen, aber gemeinnützigen Unternehmens wegen, sondern vorzüglich in der lebhaften Ueberzeugung von dem Nutzen, den das Hoffische Bad leisten kann und wird, empfehlen wir dasselbe mit der warmen Theilnahme, die wir dem Wohl unserer Mitbürger schuldig zu sein glauben“.

Bei solch reger Frequenz ward sehr viel Geld verdient, leider aber durch das hohe Spielen des Besitzers ebenso rasch wieder verloren, so daß er gezwungen war, wieder zu seinem früheren Beruf zurückzukehren. Auf der Schäfergasse an dem

Peterskirchhof Lit. C No. 150, in dem später umgebauten Hause, in dessen Brandmauer noch heute eine Kanonenkugel von dem Bombardement der Stadt durch die Franzosen unter General Kleber mit der Inschrift: „12. u. 13. Juli 1796", zu sehen ist, gründete er ein Geschäft. Er starb am 18. November 1826.

Sein älterer Bruder, Johann Georg Carl, ein Feuerkopf, der am 5. August 1794 zum Ratsherrn ernannt worden war, hatte das Badehaus am Leonhardsthor übernommen und brachte es zur höchsten Blüte.

Unterdessen hatte Johannes, der dritte Sohn, nach „ausgestandener" Lehrzeit als Meistersohn seine dreijährige Wanderschaft beendet, kehrte als tüchtiger Uhrmacher in seine Heimat zurück und trat in das väterliche Geschäft ein. Sein Zeugnis aus Wien, dem als Kopf eine Totalansicht der Kaiserstadt mit ihren Festungswerken von 1792 dient, lautet — ein Kuriosum — wörtlich:

„Arbeitszeugniß.

Wir, Zech und andere Meister des Handwerks deren burgerl. Groß Uhrmacher in der K. K. Haubt und Residenz Stadt Wien, attestiren hiemit, daß gegenwartiger Gesell, Namens Johann Hoff von Frangfort geburtig, so 21 Jahr alt, und groß Statur, auch Blümte Haaren, ist bei uns allhier 2 Jahr, — Monat 26 Wochen, — Tag in Arbeit gestanden, und sich während solcher Zeit treu, fleißig, still friedsam, und ehrlich, wie es einem jeglichen Handwerksgesellen gebühret, verholten hot, welches wir auch also attestiren und deshalben unsere somentliche Mitt-Meister diesen Gesellen nach Handwerks-Gebrauch überall zu fördern geziemend ersuchen wollen. Geben zu Wien den 26. May Anno 1792.

Joseph Ender, der Zeit Ober-Vorrechner."

Schon hatte Johannes in des ältesten Vorstehers Behausung an seinem Meisterstück angefangen — denn als Meistersohn war

er von den vier Mutjahren befreit —, hatte seinen authentischen Geburts- und wie Lehrbrief bei allen Professionen gebräuchlich gezeigt und in die Lade zu verwahren gegeben — da starb sein Vater am 4. Dezember 1795 [1]). Sofort reicht unterm 8. Dezember die resolute Witwe eine Bittschrift um Erstreckung des ihrem verstorbenen Ehemann im Jahr 1767 gestatteten Feuerrechts als Großuhrmacher auf sie und ihren im Meisterstück begriffenen jüngsten Stiefsohn ein, und diese wird ihr zu teil. Ja kaum hat der junge Mann dasselbe in 8 Wochen, der kürzesten Frist, zur Bewunderung der Geschworenen verfertigt, im Beisein beider Herren Deputirten, des Herrn Schöff von Adlerflycht und Herrn Baur von Eysenecl, wie auch beider, des ältesten und jüngsten Vorstehers, aufgewiesen und somit das Meisterrecht als Großuhrmacher erlangt, überträgt man ihm, wohl nicht ohne Einfluß seines im Rate sitzenden Bruders, das Amt des Vaters als Stadtuhrmacher.

Nachdem er sein Geschäft in eigener von der Kutscherswitwe Schudt erworbener Behausung in der Schlesingergasse im 5. Quartier Lit. E No. 38, später No. 2, gegründet, verheiratete er sich am 1. Februar 1796 mit Jungfer Anna Gertraud [2]), des verstorbenen Bürgers und Bierbrauers Johann Georg Bönitsch und seiner Ehefrau Dorothea Margaretha geb. Schott dahier ehelicher Tochter.

Bis vor kurzem waren noch von ihm gefertigte Turmuhren hier in Frankfurt im Gang, und ich gedachte oft, hörte ich die auf der St. Peterskirche schlagen, meines trefflichen Ahnen. Er hat ihr seinen Namen:

Johannes. Hoff. Stadt Uhr macher. 1826.

---

[1]) Beerdigt in Frankfurt, Sonntag, den 6. Dezember 1795. Alt 65 Jahr, 3 Monat, 24 Tage.

[2]) Getauft 6. Januar 1778.

Das Urgroßväterlich Hoff'sche Haus auf dem Löwenplätzchen an der Fahrgasse.

eingegraben, welche Inschrift ich selbst gesehen habe, als ich die Uhr in der Turmstube zeichnete. Es war am Weißen Sonntag des Jahres 1892. Die Sonne schien so warm dem kleinen Dachfenster herein, und aus der Kirche herauf drang festlich der Orgelton und der Gesang der zum Abendmahl gehenden Konfirmanden.

Das hübsche, „altehrwürdige Kirchlein" wurde in der irrtümlichen Annahme, es sei baufällig, leider im Jahr 1896 niedergelegt, und damit ist die Uhr aus meinem Gesichtskreis verschwunden.

Kindheit meines Vaters.

Die Schlesingergasse[1]), Seitengasse der einst aristokratischen großen Gallusstraße[2]), ist eine der ältesten dieses Stadtteiles und von wohlthuender Mannigfaltigkeit der Linien, die sich bis vor kurzer Zeit in ihrer Ursprünglichkeit erhalten hatte. Das großelterlich Hoff'sche Haus rechts am Eingang der Gasse hatte viel Aehnlichkeit mit dem Goethehaus auf dem großen Hirschgraben. Immer steht mir die liebe Stätte mit ihrem rothgelben Anstrich, ihrer hohen, fensterlosen, oben gebrochenen, dem in die Gasse Eintretenden zugekehrten Giebelseite vor Augen. Außer dem Erdgeschoß hatte das Haus zwei Stockwerke, von denen das erste, wie noch bei vielen älteren Häusern Frankfurts, ein „Ueberhang" kennzeichnete. In der Mitte war die geschnitzte, mit Messingbeschlägen und Oberlicht versehene Doppelthür, zu der einige Steinstufen führten, und zu beiden Seiten je zwei Fenster mit kunstreichen schmiedeeisernen, nach unten ausgebauchten Gittern.

Dicht neben der Großeltern Besitzthum war das Pfarrhaus des Herrn Consistorialrat Doktor Anton Kirchner[3]). In der

---

[1]) Jetzt alte Schlesingergasse, eine Stumpfgasse, die schon 1350 erwähnt wird; ihr Name scheint von dem Schlesingerhof No. 14, Lit. E No. 33, herzurühren.

[2]) Es wohnten in No. 7 Schöff v. Günderrode, No. 9 v. Humbracht, No. 12 Haman von Holzhausen, No. 14 Schöff v. Stallburg, No. 41 Baron v. Bärenclau, No 42 Niclas von Ohlenschlager.

[3]) Geb. 14. Juli 1779 dahier, † 1. Januar 1835.

langen Gartenmauer war ein gewölbtes grünes Thor mit kleiner Seitenpforte, darüber hing eine mächtige Trauerweide in die Gasse. Die vielen sich anreihenden Häuschen gruppierten sich höchst malerisch aneinander. Nicht unwesentlich trugen zu diesem Bilde das Brünnchen und die unter großem Schirmdach hängenden vielen Feuerleitern, Haken und Stangen bei.

Das Hauptmerkmal außer der die ganze Breite des großelterlichen Hauses mit mächtigen Lettern einnehmenden Aufschrift: „Johannes Hoff, Groß- und Stadtuhrmacher", war die weit wie ein Arm in die Gasse reichende, immer pünktlich gehende Uhr mit reich verschnörkeltem, vergoldetem Zifferblatt. Diese war eine rechte Annehmlichkeit für die ganze Nachbarschaft[1]). Gegenüber das „Schlesingereck" (das spätere „Café Schierholz"), das stattliche, mit Türmchen verzierte Haus des Herrn von Bellersheim, daran angrenzend das Geschäft des wohlstehenden Sattlermeisters Schäfer. Ueber dem weiten Thorbogen war ein gezäumtes, sich bäumendes weißes Roß, wie in die Straße sprengend, gleichsam als Firmenschild angebracht. Wirklich, es bot diese Gasse mit der an hochgespanntem Seile zwischen den Häusern hängenden Straßenlaterne einen lustigen Anblick.

In diesem Hause wurde Freitag, den 4. Mai 1798, Abends vor 6 Uhr dem Stadtuhrmacher Hoff der erste Sohn — mein lieber Vater — geboren; in der heil. Taufe (Sonntag, den 6. Mai, „privatim" vollzogen durch Herrn Konsistorialrat und Pfarrer Christian Fresenius[2]), erhielt er die Namen Johann Nicolaus nach seinem „Herrn Pathen", dem „Herrn Onkel" Johann Nicolaus Krumb, „Bürger und Diener des löbl. Bauamtes".

---

[1]) Diese Uhr kam bei der Auktion nach Großvaters Tod (am 1. Juli 1837) nach dem nahen Heddernheim, wo sie, wie weiland in der Schlesingergasse, an dem Hause des Uhrmachers Bab, eines ehemaligen Lehrlings von Hoff, angebracht wurde und bis in die 50er Jahre verblieb.

[2]) Geb. 15. August 1746 dahier, † 20. März 1820, der Sohn des Seniors.

Es war mir immer ein freudiges Empfinden, daß mein lieber Vater noch aus dem 18ten Jahrhundert stammte, und nicht weniger, daß er in solch alter, interessanter Gasse seine Kindheit verlebte. Jedesmal — es ist dies nicht zu viel gesagt — betrachtete ich mir, wenn auch nur im Vorübergehen, oft auch mit Auf- und Abgehen in der Gasse selbst, das alte Haus, gedachte meines guten Vaters, der da einst aus- und eingegangen war und sich hier mit seinen Brüdern, Vettern[1]) und Kameraden[2]) herumgetummelt hatte. Alljährlich am Geburtstag ging ich zur Abendzeit hin.

Doch alles hat sein Ende, so auch dieses Stück Alt-Frankfurt; im Jahre 1889 legte man die mir teure Stätte nieder. Der Anblick der Trümmer bewegte mich so, daß ich seitdem die Gasse mied.

Das großelterliche Haus bot viel Anziehendes, und dies waren nicht allein die Werkstätten, in welchen die Schlosserei und Turmuhrmacherei betrieben wurde, sondern ganz besonders des Großvaters Arbeitszimmer. Da waren die vielen Kasten-, Stand- und Wanduhren und fesselten Auge und Ohr durch ihren so verschiedenen Gang und Schlag, darunter einzelne die Stunden abrufenden Kuckucks; am allermeisten ergötzten aber die Spieluhren, die der erfinderische Großvater verfertigte. Da hielt sich der Sohn des Hauses gern auf und lauschte den schönen Weisen. In diesem Raum wurde auch zuerst des kleinen Nicolaus Sinn für seinen späteren Beruf, die Kunst, genährt; denn außer den Uhren hingen an den Wänden eingerahmt viele höchst interessante Radierungen, Jagdstücke von Ridinger, und große, gute Stiche

---

[1]) Außer den Vettern Hoff darf Joh. Caspar Lauer, „der ehrliche Caspar", der im achtzigsten Lebensjahre 1875 als Bendermeister in der Gelnhäusergasse starb, nicht vergessen werden.

[2]) Es seien nur die beiden in der Gasse wohnenden Brüder Wolff: Georg, später „der alte Wolff" genannt, Lehrer an der Dreikönigsschule, und Carl, Forstamts-Rechnungsführer, ein außerordentlicher Humorist, erwähnt.

von Volpato aus dem italienischen Volksleben: Da war ein Zahnbrecher, der auf offener Straße die Menschen quälte; ein Scheerenschleifer, dem sein Junge das Rad trat; ein Bärenführer und die dazu gehörende Bande mit einem Policinellokasten, vor dem die gaffende Menge steht; ein Bäcker, sein Brod in den Ofen schießend, und noch viele andere lebensvolle Bilder. Auch ein ganz altmodisches Klavier stand hier, auf dem nur der Hausherr, war er gut gelaunt, einige Tänze und Lieder auswendig spielte, wozu die Großmutter ihre schöne Stimme ertönen ließ. Die Gabe des Gesanges ist auf alle ihre Kinder, besonders Nicolaus, übergegangen.

Der „Herr Onkel Krumb" hielt viel auf sein Patchen, erwartete aber auch dafür von ihm Aufmerksamkeit schon vom frühesten Alter an. Großvater Hoff hatte seinem Söhnchen eine kleine Drehorgel zum Umhängen angefertigt; auf dieser, verlangte der „Herr Onkel", um sich eine Freude zu bereiten, solle ihm Nicolaus ein Ständchen bringen. Er wohnte im Eckhaus des kleinen Kornmarktes und der großen Sandgasse, und als nun der damals vierjährige Musikant in Begleitung seines Vaters durch die Weißadlergasse dahertrippelte, sah schon der „Herr Pathe" droben vom Fenster herab. Er hatte ja auch die Zeit bestimmt; denn er wollte nicht in der Stunde, wo er allabendlich beim Schoppen mit seinen Bekannten zusammensaß, gestört sein. Es war immerhin ein gewisses Vorrecht, das er sich ungefragt eingeräumt hatte; nur so wollte er Pate sein.

Da stand nun der Kleine im Mäntelchen — es war eine winterliche Mondnacht — mit dem glücklichen Vater; oben schaute der „Herr Onkel" vom zweiten Stock, ein flackerndes Licht in der Hand, lachend herunter. Der Vater freute sich aber nicht allein an seinem Söhnchen, sondern auch an dem selbstgefertigten Instrumente. Als das auch von den Vorübergehenden und der Nachbarschaft angehörte Ständchen vorbei war, warf der sehr befriedigte „Herr Onkel" Nicolaus als Dank einige

Stadtkreuzer eingewickelt herunter. Eine „gute Nacht" wünschend, trollte der Knabe unter dem Schutz seines Vaters wieder heim. Mein Vater ging eines Tages mit mir an Ort und Stelle, um mir das Bild möglichst anschaulich zu machen.

Als Nicolaus schulpflichtig war, kam er „in die Quartierschule" des „alten Gräff"[1]) auf dem „Comödienplatz" No. 9, neben der Wirtschaft „zu den drei Hasen." Wohl 300 Kinder, Knaben und Mädchen, saßen da, in verschiedene Klassen, worunter es auch eine „beste Klasse" gab, geteilt, in einer großen Stube zusammen.

Gräff's Amtstracht war eigentümlich würdevoll, das Kostüm der Leichenbitter, eine Art Chorrock; erst als Frankfurt (1813) wieder Freistaat geworden, trug er statt des Hutes ein Barett, deutsche Kappe genannt, einen sogenannten deutschen, einreihigen Rock mit Stehkragen, und Suwarowstiefel mit Quasten. Ruhigen Schrittes, gefolgt von seinem weißen Pudel Merkur, ging der alte Schulmonarch zu seinem Amt.

Nachdem ein Lied gesungen oder von Gräff ein Gebet gesprochen war, wurde meist der Katechismus abgefragt. Dann wurde gelesen: die oberste Klasse las in der Bibel, die zweite im neuen Testament und die dritte im Psalter. Geschrieben wurde nach gestochenen Vorschriften und mit dem A, da es im Alphabet der erste Buchstabe ist, begonnen. Das Rechnen wurde nicht sonderlich gepflegt. Das Stricken dagegen mußte fleißig geübt werden, wenn die sonstige Aufgabe erledigt war. Mein Vater, der zu den guten Schülern gehörte, strickte sich, so lange er in dieser Schule war, seine Strümpfe selbst, wozu er von der Mutter die vorgeschriebene Anleitung erhielt.

Gräffs Hauptzug war Freundlichkeit und Wohlwollen gegen Jedermann, und sein guter Humor war nicht leicht zu

---

[1]) Georg Friedrich G., geb. 5. Dezember 1768 dahier, † 16. Juni 1822. Die Schilderungen Gräffs und seiner Schule sind dem Aufsatz von Finger „Georg Friedrich Gräff" entnommen.

stören. Häufig brachte er in der Stunde Späße vor und brach dann auf allgemeines Bitten den Unterricht ganz ab, um sich in Erzählungen aus der Tierwelt zu ergehen, unerschöpflich, wenn er dabei auf sein Lieblingstier, den Hund, zu sprechen kam. Sobald er begann, wurde die summende Schulstube mäuschenstill. Gräffs Vortrag war trotz seiner schweren Zunge von außerordentlicher Berechnung und verfehlte nie die von ihm erhoffte Wirkung: wie er die Stimme senkte, daß die Hörer die Ohren spitzten, und dann wieder wie er plötzlich aufbrüllte, daß die Kinder vor Schreck zusammenfuhren; wie er hinhielt, wo man wartete, wie er abbrach, wo die Neugierde aufs Höchste gespannt war; das Alles grade mit seinen Manieren, Mienen und Bewegungen, war eine Lust anzusehen und anzuhören.

Sein Schüler Johann Wilhelm Sauerwein hat ihn in: „Der Gräff, wie er leibt und lebt" und „Gräff und die Schuljugend im Grünen" mit des Lehrers eigenen Worten trefflich gezeichnet, und dieser wußte das; denn er antwortet ja dem Schüler Döring, der von seinem Nachbar Sauerwein „beibringt": „Herr Gräff, der Sauerwein schreibt alles uf, was Sie sage": „„Und das wundert Dich? Du Camesieder!""

Zur Feier von Gräffs hundertjährigem Geburtstag (am 5. Dezember 1868) ging ich mit meinem Vater an seine Ruhestätte auf dem Peterskirchhof. Es lebten damals noch viele, die seinen Unterricht genossen; sie hatten das Grab — etwas vor dem früheren Platz des großen Kruzifixes — aufs Reichste geschmückt.

Die „Quartierschulen" genügten indes der freien Reichsstadt, die damals nur eine vom Staate gepflegte Schulanstalt, das Gymnasium, hatte, nicht mehr, und so wurde im Jahre 1803 auf der Friedbergergasse die „Musterschule"[1]) gegründet; am 6. Oktober 1804 wird ihr Name zum ersten Mal amtlich

[1]) Da, wo jetzt die Liebfrauenschule. Kühners „Einladungsschrift der Musterschule von 1865" entnommen.

erwähnt[1]). Große Opfer erheischte der weitere Ausbau der jungen Anstalt, so daß der Rat sich in einem Aufruf vertrauensvoll an die Bürgerschaft um Beiträge zu einem Bürgerkapital wandte und eine Kommission zur Einkassierung der Beiträge niedersetzte. Für jedes Quartier war ein Sammler bestimmt. Unter ihnen finden wir für das erste Johann Georg Carl Hoff des Rats. Sie gingen von Haus zu Haus und durften sicher sein, keine abschlägige Antwort zu erhalten, so interessierte man sich für die neue Schule, die sich so gedeihlich entwickelte. Wenn ein Mann wie „der große Kanzelredner" Kirchner in einer Schulangelegenheit, die ihm besonders am Herzen lag, zu Frankfurts Bürgern sagte: „Volk, sei hier nicht plebs, sondern populus!" so fühlten sich diese dadurch besonders geehrt und thaten, was sie nur irgend konnten.

Eine weitausgedehnte Länderei, die von der Friedbergergasse bis zum Klapperfeld und diesem entlang nach der einen Seite bis zum Versorgungshaus und nach der anderen bis zur Stelzengasse reichte, stand der spielenden Jugend offen. Der Platz war mit jungen Platanen und Linden bepflanzt und für Knaben und Mädchen getrennt, so daß diese unter Platanen, jene unter Linden sich ergingen.

Das erste Schülerverzeichnis der Musterschule von 1804 führt als zuerst aufgenommen die Söhne des Wilhelm Carl Hoff, des zweiten Sohnes meines Urgroßvaters, auf:

1. Hof[2]), Johann Georg Karl, geb. 6. Juli 1796. Eintritt 18. April 1803. Vater: Gastwirth und Badehausbesitzer. Vaterland: Frankfurt.
2. Hof, Johann Nicolaus, geb. 19. Juli 1797. Eintritt 18. April 1803.

[1]) „Die Anstalt „Musterschule" begann bei einem Schulgelde von jährlich 15 Gulden allem Anschein nach am 18. April 1803, welcher Tag also als Geburtstag der Musterschule in Anspruch zu nehmen ist."

[2]) Der Name Hoff ist fälschlich mit einem f geschrieben, was jedenfalls von der hier gebräuchlichen Aussprache herkam.

Der letztere, im wahren Sinne des Wortes ein Musterschüler, war selbst nicht wenig stolz auf seine Leistungen in sämtlichen Fächern. Von Natur ein anstelliger, netter Junge, machten ihn ein blühendes, rotbackiges Gesicht und der blonde, reiche Lockenkopf, wegen dessen ihn der des Deutschen nicht völlig mächtige französische Sprachlehrer du Villard „Hammlecot" (Hammelkopf) nannte, zum Liebling seiner Lehrer.

Wenn ich auch der Geschichte vorgreife, sollen doch schon hier einige Worte der Erinnerung an ihn, den trefflichen Mann, folgen; denn auch ich kannte und schätzte ihn um seiner Liebe, Herzensgüte und seines Frohsinns willen, und mein Vater sprach stets mit aufrichtiger Anhänglichkeit von seinem lieben Vetter Johann Nicolaus Hoff „dem Hannoveraner Nicola", so genannt, weil er zu Anfang der zwanziger Jahre bleibend nach dorten übergesiedelt war.

Er war ein Rechengenie, die Bewunderung aller Sachverständigen und anerkannt der erste Buchhalter in der Residenz Hannover. Seine Sachkenntnis wurde öfters in verwickelten und verzwickten Fällen gerichtlich und privatim in Anspruch genommen. Er selbst illustrierte seinen Ausspruch: „Geld ist ein Unglück! Die Hauptsache in der Welt ist Arbeit!" am besten. Denn an ersterem hatte er nie Ueberfluß und an letzterer nie Mangel; im Gegenteil, er war bis an sein seliges Ende im Geschäfte thätig. Die Seinen konnten mit vollem Rechte bei seinem Tode am 8. Juni 1879 von ihm sagen, daß sein Leben köstlich war, weil es Mühe und Arbeit gewesen ist[1]).

In die Musterschule kam nun auch unser Nicolaus, der Sohn des Stadtuhrmachers, der sowohl durch die ganz ausgezeichneten Folio-Schreibhefte, deren Wert, was den Reichtum der Ausführung anbelangt, hochgepriesen wurde, und worüber auf den Prüfungen des Staunens gar kein Ende war, als auch

[1]) Sein ältester Sohn Nicolaus Victor Hoff lebt nach langen, arbeitsreichen Jahren in Wiesbaden.

durch seine Leistungen in anderen Fächern, besonders im Französischen und Rechnen, bald die Freude der Lehrer ward. Seine Lieblingsstunde war das Zeichnen bei Herrn Adam Prestel[1]), der nachmals so entscheidend für sein Leben wurde.

Welche Auswahl der herrlichsten Spielplätze war in nächster Nähe des väterlichen Hauses! Nur wenige Schritte durch das Anwesen eines Nachbarn, den „Stoßhof," und der ausgedehnte „Junghof" sowie der angrenzende „Rothehof" waren erreicht, in beiden eine Fülle malerischer Architekturen. Und welch' einen Tummelplatz für die Jugend bot der damals noch öde, teilweis ungepflasterte Roßmarkt mit dem Herkulesbrunnen[2]), wo im Gras die geselligen Störche herumspazierten. Gleich daneben die „Stadtallee", der jetzige Goetheplatz, mit ihren herrlichen Linden. Am schönsten war es aber, besonders zu Meß- und Ferienzeiten, am Leonhardsthor oder der Leonhardspforte in dem Badehaus bei des Großvaters ältestem Bruder, dem Ratsherrn, der dieses Amt[3]) viele Jahre, bis zu seinem am 2. Juni 1836 erfolgten Tode, bekleidete. Er war ein gutmütiger, jovialer Mann, der sich aber trotzdem in Respekt zu setzen wußte. Gern gingen die Brüder aus der Schlesingergasse hin, zumal dort außer lieben Cousinen viele Vettern verkehrten — unter welchen der später so berühmte Kupferstecher Eugen Eduard Schäffer[4]) —, mit welchen

---

[1]) Johann Adam P., Maler und Kupferstecher, geb. am 25. Januar 1775 zu Nürnberg, † 17. Oktober 1818 dahier.

[2]) Er stand da, wo jetzt das Guttenbergdenkmal sich befindet.

[3]) Er hatte zu dieser Würde ein Wappen nötig und mußte sich nolens volens zu einem entschließen, und so entschied er sich — was lag näher? — außer zu der Sanduhr zu dem Anker, dem Symbol der Hoffnung.

[4]) Geb. 30. März 1802, † 7. Januar 1871. Sein Geburts- und Elternhaus war am Dom auf dem Garküchenplatz, in dem linken der jetzt noch mitten auf dem Platz stehenden Häuschen, wo sein Vater der Gastwirt einer „Garküche" war. In einer der Mansarden, welche er zum Arbeiten innehatte, ist in einer Fensterscheibe sein von ihm eingeschnittener Name „Eugen Eduard Schäffer" noch erhalten.

zu spielen und sich am Mainufer herumzutreiben eine Hauptfreude war.

Die Ufer „hierüben" und „drüben in Sachsenhausen" boten damals durch mancherlei jetzt nicht mehr vorhandene Bauten viel mehr Reiz und Abwechslung als heute, ganz abgesehen von der Leonhardskirche. Gleich dem Thore gegenüber der auf hoher Treppe ruhende große Krahn, im Volksmunde „Elephant" genannt, von welchem man das meist schwerbefrachtete, von sechs Pferden gezogene Mainzer Marktschiff beobachten konnte. Der Nicolaitürmer pflegte bei dessen Ankunft zu blasen. Dann all die schönen Pforten: das an die Kirche sich lehnende alte Leonhardsthor mit seinem hohen runden Turm bot besonders von außen einen herrlichen Anblick. Der Eingang zu der Wohnung über dem Thor war in der Ecke neben dem Badehaus; das war ein malerischer Winkel! Hier wohnte von 1533 bis zu seinem Tode 1550 Albrecht Dürers Schüler, Hans Sebald Beham[1]). Dann das reizende Holzpförtchen und weiter oben das Fahrthor mit dem Rententurm und dem daranstoßenden Saalhof, das Heilig-Geistpförtchen, das Metzgerthor, das Fischerpförtchen, und endlich der schöne Brückenturm. Und über alledem, gleichsam thronend, das Altfrankfurter Wahrzeichen, der Kaiserdom. Was gab das der Stadt für ein stolzes Ansehen! Auch der Schneidwall am ehemaligen Weinmarkt, eines der originellsten malerischen Bollwerke, mit seinen Lauben und Schattengängen wurde aufgesucht und auf den Basteien über der in der Tiefe gehenden Schneidemühle ganze Mittage zugebracht.

Und sollte man's glauben? Als auf Befehl des Fürsten Primas 1806 Gräben, Wälle und Stadtmauern mit ihren Türmen und Warten, Thoren und Zugbrücken, die sonst Schutz und Wehr

---

[1]) Aus jener Zeit stammt das von ihm 1535 gemalte, noch im Besitz der Nachkommen auf der „Oede" befindliche Bildnis des 21jährigen Gilbrecht von Holzhausen.

geboten, fallen mußten, da zogen dieselben Knaben, die einst so glücklich da gespielt, mit Spaten und Schaufeln hinaus und halfen den Bürgern an der Zerstörung der Plätze, wo sie ihre Jugend verbracht!

Viel und lebendig wußte unser Vater aus den Kriegsjahren zu erzählen. Damals hatte Frankfurt durch Brandschatzung und Gewaltthat fortwährend schrecklich zu leiden. Schien einmal das Werk des Friedens gesichert, so brach schon wieder die Kriegsfurie los, und damit kam neue Drangsal über die Stadt. Das Jahr 1806 blieb meinem Vater unvergeßlich; seine Eltern wußten sich mit den Ihren vor Not in Folge der fortwährenden Einquartierung kaum noch durchzuhelfen. Der Sturm kam, unter ihm brach das 1000jährige deutsche Reich zusammen und mit ihm die reichsstädtische Freiheit. Der Rheinbund ward unterzeichnet; Frankfurt bekam seinen Fürsten Primas Carl Theodor von Dalberg. Dessen Residenz war im Bundespalais in der großen Eschenheimerstraße. Schon am 18. Januar war die Stadt von Angereau besetzt und wurde mit 4 Millionen Franken gebrandschatzt. Da zog am 2. Oktober, von Paris kommend, der Kaiser Napoleon an der Spitze seiner Armee durch die bedrängte Stadt. Alles eilte den Welteroberer zu sehen. Vater Hoff nahm seinen Nicolaus mit auf den nahen Roßmarkt, setzte ihn auf seine Schultern und zeigte ihm den Mann im kleinen Hütchen, der langsam auf seinem Schimmel dahergeritten kam, umgeben von seinem Stab, den Marschällen und Generälen, und gefolgt von seinem siegesgewissen Heer. Darunter erregten die Grenadiere der prächtigen kaiserlichen Garde in ihren hohen Bärenmützen ungeheures Aufsehen. Der kleine Junge, wenn auch erst 8 Jahre alt, prägte sich doch das Bild des Bedrängers, dem „sein Ich die Welt war", mit den kalten, eisernen Zügen fest ein.

Von den feindlichen Scharen, die durch die große Gallusgasse zogen, eilten viele im Vorbeimarsch, die große, weit heraus-

stehende Uhr für ein Wirtsschild haltend, auf Großvaters Haus zu. Da sie die Thüre verschlossen fanden, gingen sie daran, dieselbe mit den Gewehrkolben einzuschlagen, bis man ihnen, freilich nicht ohne Furcht, öffnete, worauf sie, von ihrem Irrtum überzeugt, wieder abzogen.

Auf dem Durchmarsch nach Rußland versprach ein französischer Grenadier Großmutter Hoff, ihr bei seiner Rückkehr aus Dankbarkeit für die genossene Pflege einen Shawl mitzubringen. Alle Einwendungen dies nicht zu thun, verfingen nicht. Oft wurde an diesen Mann und sein Versprechen gedacht; doch als die gräßlichen Nachrichten von dem Ausgang des Feldzuges hierher drangen, da gab man die Hoffnung ihn nochmals zu sehen, auf. Wie war man daher erstaunt, als eines Tages auf der grauenhaften Flucht der Mann doch wieder in der Großeltern Haus einkehrte und Großmutter einen kostbaren Shawl, den er in Moskau mitgenommen, mit den Worten: „Madame, je remplis ma promesse!" überreichte! Die Freude, daß er sein Leben davongebracht, war größer als die an der Kriegsbeute, und mein Großvater mochte sich erst gar nicht dazu entschließen sie zu behalten; doch wurde der Shawl schließlich, um den Soldaten nicht zu kränken, angenommen. Meine Großmutter hielt ihn wert, konnte sich aber in ihren Verhältnissen nicht öffentlich darin sehen lassen.

In jenen Tagen fanden die Brüder beim Durchstreifen der Stadt einen Lancier, einen blutjungen Offizier, mit durchstochener Seite tot auf dem Roßmarkt liegen; wahrscheinlich war er da kurz vorher an seiner Verwundung gestorben. Diesem nicht mehr hülfreiche Hand bieten zu können, verstärkte ihr Mitleid für ein halbverhungertes Kosackenpferd, das ledig und herrenlos herumlief, umsomehr: sie fingen es ein und nahmen es mit, um, wie sie hofften, es pflegen, ja behalten zu dürfen. Doch mein Großvater, über diese Einquartierung wenig erfreut und die ganze Sachlage sofort erkennend, rief, als seine Jungen überglücklich

S. T.

H Rath gelieben

der Dam gegen Zaiguhr auf zu

butzen, und hen mir selbsten den

Dem Zimmer und Kinder ur Sand

gepuzt [illegible] und richt [illegible] [illegible] f 3 x 30

Franckfurth
d 14 Februari 1782
zu Dank bezahlt

Friedrich Carl Hoff
Sandühr macher

grade mit dem Tiere die wenigen Stufen ins Haus hereinkamen: „Wollt Ihr gleich mit dem Klepper dem Haus enaus un es widder hinbringe, wo Ihr's geholt!“ „Ei, Vatter, mer wolle ja das arme Dier nor fiddern!“ „Äädch noch? Bin froh, wann ich for Euch genug hab! — Nei! Uff der Stell fort! sag ich. Jwwer Euer Mitleid kennt mer schließlich noch als Spitzbub eigesteckt wern! — Unner alle Umständ fort!“ Es war ein großer Kummer, als die Jungen aus ihrem Traum, auf so billige Art zu einem Pferd gekommen zu sein, herausgerissen wurden.

Der Frühling 1813 kam. Napoleon, dessen Armee im Jahre vorher in Rußland so schrecklich zu Grunde gegangen war, führte ein neugebildetes Heer über den Rhein. Noch bestand der Rheinbund. Bei Leipzig fand die Entscheidungsschlacht statt, und Napoleon mußte, ein geschlagener Held, wieder über den Rhein zurückeilen. Da trat ihm bei Hanau der bayrische General Wrede in den Weg; doch wie ein „verwundeter Löwe kämpfend“ schlug er dessen Angriff zurück. So kam er mit dem Rest seines durch Kämpfe, Strapazen und Krankheiten fast aufgeriebenen Heeres nach Frankfurt. Von Napoleons Herannahen (am 31. Oktober) benachrichtigt, ritt eine Deputation, an deren Spitze Bernhard Aubin, Oberstlieutenant der Bürgerwehr, ihm entgegen und geleitete ihn an den Lazarethbaracken auf der Pfingstweide vorüber in die von Bethmann'sche Villa [1]). Dort fand der „große Kaiser“ die letzte Nachtruhe auf deutschem Boden. Durch den Eindruck der Pflege, welche seinen Soldaten in Feindesland zu teil ward, fühlte sich Napoleon der Stadt verpflichtet. Er gab alsbald Befehl die Thore zu schließen, damit die Stadt vor Plünderung bewahrt bleibe, so daß sein Heer um die Stadt herum ziehen mußte. Die Bayern, Frankfurt den Franzosen über-

[1]) Simon Moritz von Bethmann, Kaiserl. Russischer Staatsrat, geb. 31. Oktober 1768 dahier, † 28. Dezember 1826.

lassend, hatten Sachsenhausen und die Brückenmühlen besetzt, deren eine durch die Beschießung (am 1. November) in Flammen aufging. Da, in verhängnisvoller Stunde, wandte sich Napoleon auf seines Gastwirts Bitte „die Stadt zu schonen" mit den Worten an Marschall Berthier: „Faites cesser le feu!" und gab damit großmütig der geängsteten Stadt den Frieden.

Wie unzählige Andere, so eilte auch Nicolaus an das Friedbergerthor, um den Kaiser nochmals zu sehen. Alle diese Ereignisse verfolgte der bereits Fünfzehnjährige mit dem größten Interesse.

Kaum hatte das französische Heer die Stadt im Rücken, nahten auch schon die Verbündeten, die mit Jubel empfangen ihren Einzug (vom 2. November an) hielten. Da sah Nicolaus alle die Helden, von welchen für ihn der anziehendste Blücher, der greise „Marschall Vorwärts", war. Der Fürst Primas hatte Frankfurt verlassen; bald wehte von der Großherzoglichen Residenz das Banner der wieder freien Stadt.

Auch Erinnerungen spaßhafter Art „ut de Franzosentid" erzählte Vater gern. So von einem Wachtposten, der einen vorübergehenden Soldaten „filou!" nennt. Dieser, ein Schwabe, meint, jener wünsche zu wissen, wie viel Uhr — „filou" — es sei, und sagt auf seine Uhr sehend ganz gutmütig: „Es ischt eben halber viere!" Oder von den beiden Sachsenhäusern, welchen ein französischer Soldat, der von dem einen angerempelt wird, in drohendem Ton zuruft: „Prenez garde à vous!" „Du, was hot ewe der Olwel iwwer Dich gesagt?" fragt der eine seinen Kameraden. „Ei, er hot gesagt: Es brennt in em Garte, awwer ma waß net, wu!" Oder von der Sachsenhäuserin, die ihrer Einquartierung das Essen auf die Wache bringt, worüber dieser vor Freude über den Anblick in die Worte ausbricht: „Ah! c'est bon, c'est bon!" „Was?" sagt die Frau, „dumm Oos, des sein kaa Säubohne net, des sein Blummekihl!"

Nach der „Retirade" bei Hanau war durch die vielen Kranken und Verwundeten das sogenannte „Lazarethfieber" in unserer Stadt ausgebrochen. Auch Großvaters Haus blieb nicht verschont: es war mein Vater, der schwer darniederlag, so daß lange Zeit sein Leben in höchster Gefahr stand. Herr von Bethmann schickte auf Veranlassung des Herrn Pfarrer Kirchner, des treuen Nachbarn, seinen Leibarzt. Dieser war unermüdlich, des Hauses Sohn zu retten. Mein Großvater saß Tag und Nacht als Pfleger an dem Bette seines Nicolaus — der Kranke hatte sein Lager in des Vaters Arbeitsstube, demselben Raum, wo er das Licht der Welt erblickt —, in den kalten Nächten seine Füße in dessen Bett wärmend, unbesorgt wegen der Ansteckung. Der größten Gefahr entrissen, verspricht der immer noch Schwerkranke dem Arzte, wenn er wieder genese, werde er ihm aus Dankbarkeit das Portrait „des alten Fritz" in Kreide ausgeführt zum Geschenke machen. Er genas und hielt Wort. Diese Zeichnung fand ich nach 50 Jahren bei einem Trödler in der alten Judengasse, in dem Hause, wo Ludwig Börne[1]) (6. Mai 1786) geboren, und erstand sie. Welchen Weg mag dieselbe genommen haben, bis sie dahin gekommen?

„Herr Onkel Hoff des Rats" hielt wie Vaters Pate Krumb besonders viel von Nicolaus; auf seine Geschicklichkeit im Zeichnen war er ordentlich stolz, so daß er ihn sogar vor seinen Söhnen auszeichnete. Zu Neujahr mußten ihm seine Kinder und Neffen förmlich gratulieren, darauf sah er. Nun waren in der Familie nicht weniger als vier „Johann Nicolaus", alle Paten des „Herrn Onkel Johann Nicolaus Krumb". Um diese von einander zu unterscheiden, bediente sich der Herr Rat folgender Abwechslungen: Den ältesten, seinen Sohn, rief er „Nicolaus"; den Sohn seines Bruders Wilhelm, welcher vor ihm das Badhaus besessen, „Nicola; meinen Vater „Niceles" und einen anderen

[1]) † 12. Februar 1837 zu Paris.

Neffen, den späteren Professor Fritz an der Universität Breslau, „Niclas". Dabei ist niemals eine Verwechslung vorgekommen, jeder hörte nur auf den ihm vom Onkel gegebenen Namen; sogar untereinander redeten sie sich nicht anders an. An solchem Tage ging es im Badhaus am Leonhardsthor nicht ohne Festlichkeit, wozu die rührige Frau Rätin das Ihre that, ab. Nachdem jeder dem Herrn Rat eine Gabe, wenn auch nur ein Schriftstück, überreicht hatte, wurde ein gemeinsames Mahl genommen und nach diesem vom Herrn Rat jedem als Hauptsache ein Geldgeschenk eingehändigt. Mein Vater vergaß niemals dem Herrn Onkel eine selbstgefertigte Zeichnung zu geben. Der Herr Rat betrachtete alles eingehend; doch wenn er seines „Niceles" Arbeit in die Hand nahm, sah er sich, die buschigen Brauen emporziehend, mit wahrem Stolz im ganzen Kreis um — aller Augen waren auf ihn gerichtet — und fragte mit besonderer Betonung: „Nun, wer von Euch kann das dem „Niceles" nachmachen? Nicht wahr, das kann keiner?" Alles still! Und in die Tasche greifend, reichte er diesem ein blankes Stück mit den Worten: „Hier, Niceles, hast Du auch einen Kronthaler!" Die andern wurden ihm darüber nicht gram; er war eben der Liebling der Familie.

Aber nicht durch sein Zeichnen allein machte sich mein Vater beliebt, auch mit seiner ungewöhnlich schönen Singstimme erfreute er das elterliche Haus und die Verwandtschaft. Das musikalische Talent wurde durch den Theaterbesuch ungemein genährt. Für das ganze Hoffsche Haus war nämlich das Theater frei, da mein Großvater die Theateruhren zu besorgen hatte. Besonders die Mozartschen Opern versäumte der Knabe nicht zu hören; ja er besuchte das Theater so häufig, daß der Regisseur Werdy den Vater darauf aufmerksam machte, seine Kinder nicht zu oft in die Oper gehen zu lassen. Diese Besorgnis war jedoch unbegründet; denn das Orchester und der Gesang bildeten die Hauptanziehung. Der Sinn für Musik wurde so geweckt, daß

Nicolaus seinen Vater bat, ihn ein Instrument lernen zu lassen, und er wählte zu seinem Gesang die Guitarre, die ihm bei den Ständchen in der „Entführung" und im „Don Juan" besonderen Eindruck gemacht hatte. Mein Großvater, nicht abgeneigt, besprach sich mit dem Orchestermitglied Brand, einem Virtuosen auf der Guitarre, und dieser gab nun dem glücklichen Nicolaus Unterricht. Das war im Jahre 1812. Ich besitze noch das Instrument.

Seine Fortschritte in der Musik waren gerade so erfreulich wie die im Zeichnen. Nicht nur die Seinen, von denen vor allen die Mutter und die beiden Schwestern[1]) ihre große Freude daran fanden, nein, „bald wurde im engen Gäßchen", wie weiland bei dem Sohne des reichen Kaufmanns Melchior von Bremen in Musäus Volksmärchen, „alles Ohr, wenn der Virtuos sein Instrument ergriff, einen Accord anschlug und die rührenden Melodieen den harmonisch gestimmten Saiten als Begleitung zu seinem Gesang entlockte. Die Mütter beschwichtigten die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Thüren, und er hatte das Vergnügen zu bemerken, wenn er anfing, zu präludieren, daß hie und da ein Fenster geöffnet wurde, ja gegenüber im Patrizierhaus die adeligen Fräulein ihrer Blumen in den Erkern warteten. Es rauschten seine Phantasieen in frohem Allegro, oder hüpften in scherzenden Tanzmelodieen daher, oder es wälzte ein schwerfälliges Andante sich über den Steg der Laute." Bruder Philipp lernte bei dem Orchestermitglied Herbold die Flöte, die mit der Guitarre zu schönen Duetten sich vereinigte; er wurde gar bald wie sein Bruder ein Virtuos, so daß er sogar seinen Lehrer zuweilen im Orchester vertrat.

Im Hause des Großvaters herrschte Zucht und Strenge; schon die Sitte, daß die Kinder die Eltern mit „Sie" anredeten,

---

[1]) Maria Anna, geb. 17. Oktober 1802, † 3. Januar 1872. Johanna Philippina, geb. 11. August 1809, † 22. September 1866 in Stuttgart.

brachte Respekt. Des Sonntags wurde darauf gehalten, daß die Kinder abwechselnd in die Kirche gingen. Läutete es auf dem Katharinenturm und mein Großvater sah, daß eines der für diesen Sonntag zum Kirchgang Bestimmten im Fortgehen zauderte, so sagte er — mein Onkel Carl hat es mir später selbst erzählt —: „Carl, es läut' in die Kerch; Du wääst, der Herr Parrer Kerchner sieht druff, daß er pinktlich an Euern Plätz sitzt!" „Ach, Vatter, die Kerch is ja kää Frosch, die hippt net fort!" — „Wart, ich will Dich die Kerch mit eme Frosch vergleiche!" Und patsch, hatte er eine hinter den Ohren. „Un etzt mach gleich, daß de fortkimmst! Ich will Dich!" [1])

Sehr komisch war seine Art, wenn einem der älteren Söhne Maß zu einem Anzug genommen wurde; denn ein solcher mußte recht völlig gemacht werden. Das wußten die Jungen und suchten dem Schneidermeister beim Fortgehen ihre Wünsche, daß er den Anzug ja recht modisch und passend machen möge, trotz des Vaters Aufpassens vorzubringen. Merkte er dies, so eilte er dem Schneider bis auf den Flur nach und frug: „Hörn Se emol! Was hat Ihne dann ewe mei Soh noch zugepischbelt?" Zögerte dieser nur einen Augenblick und wollte „nicht mit der Sprache herausrücken", so rief mein Großvater ganz aufgebracht: „Gleich eraus damit, sonst komme Se mer net mehr ins Haus!" So bekannte er dann: „Der Herr Sohn wünschen den Anzug recht modern." „Modern? — Wart, ich will em zeige, was bei mir modern is. Völlig, ganz völlig wird er gemacht, un zwar so, daß er noch e paar Jahr eneiwachse kann un ääch all die annern noch! — Verstehe Se mich? Der Rock lang un weit un die Aermel un Hose tüchtig eingeschlage! Deß nenn ich modern! Un daß net zu große Lappe in de Höll falle! Die braucht mei Frau zum Flicke!" — Unpraktisch war die Methode nicht,

---

[1]) Wenn Großvater geschäftlich oder mit den Seinen sprach, so wandte er die Frankfurter Mundart an. — Die Dialektstellen sind von G. Ad. Strohecker controlliert.

und unser Vater hatte sie nicht vergessen, sondern wandte sie, wenn auch nicht so weitgehend, bei seinen Buben wieder an.

Das „Vieruhrbrod“ teilte mein Großvater den Kindern während der Obstzeit selbst aus, um die gute Hausfrau aller Unzufriedenheiten zu entheben, die unter so vielen Geschwistern möglicherweise ausbrechen konnten. Es ging dabei schriftgemäß her, denn der Hausvater hub an an dem ersten, bis zu dem letzten, also: „Niceles, her! Hier sechs Rinneklaue, acht Merabelle, sechs Quetsche! Fort, un kää Wort gered't!“ Und so absteigend den Jüngeren immer weniger, bis endlich die Kleinsten mit dem ihnen Beschiedenen, jedesmal mit dem ernstlichen, vielsagenden Zusatz: „Fort, un kää Wort gered't!“ entlassen wurden. Wehe ihnen, wenn sie es dennoch bisweilen wagten, wider den Hausvater zu murren; sie gingen darauf unerbittlich ihres Teiles verlustig und mußten ihr Brod, das die Mutter geschnitten, trocken essen.

Das Rauchen war meinem Großvater Hoff geradezu verhaßt, und er suchte diese Abneigung vor seinen Söhnen damit zu rechtfertigen, daß er sie auf die Unkosten, welche es verursacht, hinwies. „Wann er Euch ebbes aagewehne wollt, so schnuppt“ — er war selbst ein leidenschaftlicher Schnupfer —, „des is net so kostspielig; un was des Wichtigste dabei is, mer kann mit dene, dene mer e Pris offerirt, viel ehnder e Gespräch aaknippe. Selbst in dem Fall, daß er kää Schnupper is, werd er for die Freundlichkeit beim Präsentire danke, un so is unner alle Umstänn wenigstens die Unnerhaltung aagebahnt“.

Der gute Alte war eben noch ein Mann aus dem achtzehnten Jahrhundert, dem die damaligen Gebräuche lieb waren. So konnte er sich auch nicht von seinem Zopf trennen, täglich ließ er sich denselben vom Friseur machen, wobei er in seiner Arbeit fortfuhr. Er trug ihn bis weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein, und alle Überredungskunst seiner Gertraude, die kostspielige Mode doch fahren zu lassen, half nichts. Da faßte

sich eines Morgens die Hausfrau in Verabredung mit dem Friseur das Herz, auf ein von ihr gegebenes Zeichen dem Herrn Stadtuhrmacher den Zopf abschneiden zu lassen. Es war ein gewagtes Unternehmen; dennoch führte sie es, allerdings mit einer darauffolgenden stürmischen Scene, aus: Ein Schnitt, und er lag zu Boden! Da aber wurde der gegen seinen Willen also Schimpfierte entsetzlich aufgebracht und wollte nun seinen ganzen Zorn an dem Friseur, der doch die geringste Schuld trug, auslassen. Seine Frau besänftigte den erregten Gatten und machte ihn auf die täglichen Kosten aufmerksam; doch war er lange Zeit sehr verdrießlich, genierte sich sogar über die Straße zu gehen und mochte sich gar nicht mehr im Spiegel sehen.

Mit Not hatten die Großeltern oft zu kämpfen. Die Familie war sehr zahlreich, die heranwachsenden Kinder kosteten viel, und der Großvater konnte bei seiner oft zu pünktlichen, gewissenhaften Arbeit, wo sie gar nicht angewandt war und auch nicht bezahlt wurde, kaum allen Anforderungen genügen; aber sein Ehrgeiz war ungemein groß, sein Ruf galt ihm, was die Arbeit anbelangte, alles! Er wollte der Erste, der Tüchtigste sein! Es war ihm nichts Geringes, wenn er bei Ablieferung einer städtischen Arbeit, etwa einer Stempelpresse, denn diese waren mit ein Hauptstück seines Könnens, vor dem versammelten Rat, worunter denn auch sein Bruder saß, öffentlich belobt wurde; das war ihm mehr als alle Bezahlung. An solchen Tagen fühlte er sich in besonders gehobener Stimmung.

Am Ende jeder Woche den Gesellen den Lohn auszuzahlen, war oft, obschon diese im Hause wohnten und die Kost hatten, kaum zu erschwingen. Mein Vater erzählte uns, wie es ihn schon in seiner Kindheit mit Kummer erfüllt habe, wenn seine gute Mutter zu dem Vater in die Stube kam und leise zu ihm sagte: „Johannes, weißt Du mir keinen Rat, was ich heute für die vielen Leute kochen soll? Ich habe gar kein Geld mehr!" „Ja, Gertraud, des dhut merr lääd, ich hab ääch nix mehr!" Und

sich besinnend, frug er, obschon das in solchem Falle der ständige Rat war: „Haste dann noch Mehl?“ — „Ja, das ist noch da!“ „Dann mach e Mehlspeis!“ Damit mußte die Hausfrau sich zufrieden geben, weiter ging der Hausherr, dem schon die Frage seiner guten Frau fast das Herz zuschnürte, nicht.

Eine Eigentümlichkeit meines Großvaters war es, daß er in gedrückter Stimmung, die nicht selten durch die Ebbe in der Kasse verursacht war, als Erleichterung vor sich hinpfiff. Das wußten und verstanden alle Kinder, und keines wagte dann im Hause Lärm zu machen oder gar des Vaters Stube zu betreten. Kam einer der Söhne grade heim und wußte nichts von der Atmosphäre, die im Hause herrschte, so eilte man ihm mit gewichtiger Miene entgegen und sagte möglichst leise — denn das Arbeitszimmer war dicht neben der Hausthüre —: „Du, sei ruhig, der Vatter peift!“

Wenn die Gesellen beim Abendbrot die Butter zu dick strichen, so gab er ihnen ziemlich deutlich sein Mißfallen darüber zu verstehen, und sie verstanden's auch. Nur einmal bei einem Schweizer, dem er mit der Frage: „bei Euch is fett Vieh?“ auch andeuten wollte, daß er die Butter zu dick streiche, predigte er tauben Ohren, denn dieser antwortete: „Jo, Meischter, e feißes Veeh hämmer bi eus im Ländli!“ und schob die heiße Kartoffel mit dem darauf zergehenden und heruntertriefenden Knollen Butter in den Mund. Doch auch dieser unterließ seine Liebhaberei, als ihm Mitgesellen des Meisters Worte aus dem Urtext übersetzten.

Durch Gesellenwechsel kam leicht Störung in das Familienleben. Waren die Leute lang da, nun, so war man an ihre Eigenheiten gewöhnt, und sie wurden als mit zu der Familie gehörend angesehen und demnach behandelt. Am liebsten nahm mein Großvater Süddeutsche, vor allem Oesterreicher, die einzige Art, wodurch er seiner politischen Richtung Ausdruck verleihen konnte. Traute er einem reisenden Gesellen, der etwa den zünftigen

Gruß nicht ohne Anstoß oder nicht mit der dem Meister gebührenden Ehre hersagte, nicht, so zeigte er ihm irgend einen Teil einer Uhr mit der Frage: „Wie heißt des Stick?" Sagte dieser, wie es vorkam: „Herumdrehrädchen", so geriet Großvater, der das als Beleidigung ansah, in nicht geringen Zorn, sprang auf und rief: „Enaus! Ich will Euch — Erumdrehrädche!"

Im Hause wohnte auch meines Großvaters Stiefschwester, „Frau Tante Zipp".[1]) Es war eine Schafferin, die nie genug thun konnte. Von den Kindern war sie nicht geliebt. Ihr struppiges, fuchsrotes Haar, das um die Haube herumflatterte, dann die schwarzen, stechenden Augen, bewaffnet mit einer gewaltigen Hornbrille, machten ihr Aussehen nicht verlockend. Sie hatte den Namen „die böse Sieben!" Unerbittlich streng, hielt sie besonders die Mädchen fest im Zaum, sah häufig ihr Strickzeug nach und wurde sehr unangenehm, wenn eines es nicht nach ihrem Sinn handhabte; ihrer Zungenfertigkeit freien Lauf lassend, begann sie: „Du klää Kratzberscht, willst de bariere un net so knoddele?" und gab auch noch einige Püffe dazu. Sie hatte das Recht, bis zu ihrem Tode in dem Hause zu wohnen, und ließ sich auch nach Großvaters Ableben nicht von dem neuen Besitzer vertreiben. Wir Kinder hörten noch von der Tante Zipp, deren ich mich aber nicht erinnere. Nur ihr wohlgepflegtes Blumenfenster und den schmetternden Kanarienvogel stelle ich mir noch lebendig vor. Auf ihren herben Charakter wirft diese Liebhaberei immerhin ein mildes Licht. Ihr Tod, Sonntag, den 16. April 1843, Nachts 12 Uhr, war für sie und die Verwandtschaft eine Erlösung.

Durch Einwendungen oder gar Widerspruch war bei meinem Großvater gar nichts zu erreichen; strikt mußte sein Wort befolgt werden. Mein Vater erzählte davon folgendes Beispiel: In dem

---

[1]) „Frau Maria Anna Zipp, weiland Herrn Johann Jacob Zipp, gewes. hies. Bürgers und Bäckermeisters, nachgel. Wittwe, eine geborne Schudt, weiland Herrn Carl Schudt, hies. gewes. Bürgers und Kutschers, ehel. Tochter, geb. 28. November 1756, starb alt: 86 Jahre, 4 Monate, 19 Tage."

eine Stunde entfernten Rödelheim wohnte eine Tante des Großvaters, die schwer erkrankt war; über ihr Befinden befiel ihn mitten in der Nacht solche Unruhe, daß er kurz entschlossen aufstand und, in die Kammer seiner Söhne tretend, diese mit den Worten weckte: „Niceles und Philipp, gleich uff, agezoge, nach Reddlem geloffe un nach der Dante gefragt!" Schon auf die erste, naheliegende Einwendung der noch Schlaftrunkenen: „Awwer Vatter, doch jetzt in der Nacht nit?" entlud sich beinahe ein Unwetter, und so beeilten sie sich fortzukommen; es war nichts zu machen. Als sie beim Fortgehen, nachdem sie ihr Vater der Hausthüre hinausgelassen hatte, noch fragten: „Wo wohnt denn die Dante?" gab er nur die Antwort: „In Reddlem! Fragt de Nachtwächter!" Und die Thüre schlug hinter ihnen zu. Stelle man sich nun den einsamen Weg von damals vor und den Auftrag zur Nachtzeit! Da war die lange Bockenheimer Chaussce mit den Riesenkastanienbäumen, links und rechts lag freies Feld, fast kein Haus zu sehen, der Weg ohne jegliche Beleuchtung, dann ging's an der Warte vorbei, die spätere „schöne Aussicht", wo auch noch kein Haus stand, und durch den dunkeln wenn auch nicht ausgedehnten Wald; endlich in Rödelheim angekommen, mußte die Wohnung beim Nachtwächter erkundet, und hatte man glücklich das Haus gefunden und gefragt, der Rückweg sofort angetreten werden. Zudem mußte Alles rasch geschehen; denn der Vater hatte auch die Zeit bestimmt, in welcher sie wieder eintreffen mußten. — Das war allerdings keine Kleinigkeit; doch es war Befehl, und so ging's.

Die Söhne des Großvaters: Nicolaus [1]), Wilhelm, Philipp, Jean und Carl mußten wie vordem die des Urgroßvaters Hoff

[1]) Johann Nicolaus, geb. 4. Mai 1798, † 7. März 1873.
Wilhelm Carl Ludwig, geb. 10. August 1799, † 20. April 1818.
Philipp Reinhold, geb. 2. Januar 1801, † 16. November 1820, Nürnberg.
Johannes, geb. 23. Mai 1804. Ging in den 50er Jahren nach Amerika.
Georg Carl, geb. 30. Juli 1807, † 6. März 1862 in Dresden.

bei ihrem Vater das Schlosser- und Großuhrmacherhandwerk erlernen; doch Nicolaus, der entschiedene Unlust, nicht Ungeschicklichkeit, zeigte, wurde nach „vierwöchentlicher Probierzeit" sein höchster Wunsch, sich der Kunst zu widmen, gewährt. Jedoch des vom Vater übertragenen Geschäftes des Uhrenaufziehens auf sämtlichen Türmen, Kirchen und Aemtern der Stadt wurde er nicht enthoben, in diese Arbeit hatte er sich mit seinen Brüdern auch fernerhin zu teilen; denn Nicolaus war in allem pünktlich, sein Vater konnte sich auf ihn verlassen, und hier galt es, das vom Staat anvertraute Amt als Stadtuhrmacher dem Vater nicht zu verscherzen. Es wurde damit abgewechselt, so daß an jeden die mühsamere und die leichtere Arbeit des alltäglichen Besteigens des Pfarr- und des Katharinenturms, der Weißfrauen-, Dreikönigs- und Peterskirche, des Rententurms, des Römers u. A. der Reihe nach kam. Der Pfarrturm hatte dadurch, daß die Frau des Türmers den Jungen gut war und sie nicht selten mit „Aepfelgebackenem" erfreute, eine ganz besondere Anziehungskraft.

Das Nachsehen der Kirchenuhren auf den zu Frankfurt gehörenden acht Ortschaften — es waren dies Bonames, Bornheim, Dortelweil, Hausen, Niedererlenbach, Niederursel, Ober- und Niederrad — wurde oft auf Familienspaziergängen ausgeführt. War das Wetter zweifelhaft, so nahm man den einzigen Regenschirm des Hauses mit. Dieses Monstrum war mit unverwüstlichem grünem Seidenzeug überzogen und mit reichem Messingbeschlag versehen, nach Form und Konstruktion eiu Urbild der damals noch nicht lange aufgekommenen Schirme. Ich habe das wirklich kostbare Stück noch gesehen. Der Schirm war so groß, daß eine Anzahl der Kinder vor und neben den Eltern Schutz fanden, die anderen wurden freilich naß. Wegen verspäteten Nachhausekommens hatte es keine Not; denn die Thorsperre fand auf meinen Großvater, der als Stadtuhrmacher zu jeder Zeit freien Einlaß hatte, keine Anwendung, und so begehrte er, mit seinem Hammer an das Thor klopfend, für

sich und die Seinen mit den Worten: „Stadtuhrmacher Hoff" Einlaß.

Die Brüder Wilhelm, Philipp und Jean wurden vorzügliche Uhrmacher und sind noch viele Jahre nach ihrer Lehrzeit dem Vater durch ihre Geschicklichkeit, da er ihnen nicht den immerhin hohen Lohn wie fremden Gesellen zu geben hatte, von großem Nutzen gewesen.

Da saß der alte, ehrsame, immer emsige, für seine Familie besorgte Mann, mit Aufträgen wahrhaft überhäuft, denn jeder wollte von dem erfinderischen Stadtuhrmacher Hoff bedient sein. Trotz alledem brachte er es nicht weiter, bis an sein Lebensende am 1. Juli 1837 mühte er sich ab. Und dieses Mühen traf auch alle seine Kinder, zu Wohlstand oder gar zu Reichtümern zu gelangen, war keinem beschieden; es sollte nicht sein, daß die jüngeren Linien des Johann Friederich Carl Hoff es zu äußerem Ansehen brachten. Dies war dem ältesten Sohne, dem Ratsherrn Hoff, und seinen Nachkommen vorbehalten, so daß wir in unserer Familie ohne jeglichen Neid, vielmehr mit einem gewissen Stolz, von unseren wohlhabenden Verwandten sprachen. Jene waren alle Kaufleute und verstanden bei großer Geschäftstüchtigkeit und außerordentlicher Arbeitsfreudigkeit ihren Nutzen wahrzunehmen. Heute noch trägt die Firma „Gebrüder Hoff"*), „Liebfraueneck", in höchster Blüte den äußeren Glanz unseres seit anderthalb Jahrhundert in den Stadtregistern vorkommenden Namens.

---

*) Gegründet am 1. November 1825 im „großen Kaffeehaus" in der Bleidenstraße von Joh. Nicolaus Hoff[1]) und dessen Schwager Immanuel Schlözer-Hoff 1832 trat der Bruder des ersteren, Joh. Adam[2]), in das Geschäft, das nach Schlözers Tod 1838 „Gebrüder Hoff" genannt wurde. Joh. Adam war der Vater des jetzigen Senior-Chefs des Hauses, Joh. Gg. Carl Hoff[3]), des Enkels und Paten vom Ratsherrn.

[1]) Geb. 26. April 1794, † 1. Mai 1861.

[2]) Geb. 3. Juni 1807, † 17. Februar 1884.

[3]) Geb. 4. März 1833.

Mein Vater widmete sich also der Kunst und kam zu Herrn Johann Adam Prestel, seinem früheren Zeichnenlehrer an der Musterschule. Dessen Wohnung war an der „Faulpumpe", Ecke der Goldfeder- und Schüppengasse. Prestel ging meist seinem Hauptberuf, dem Stundengeben im Zeichnen und im Harfenspiel, worin er besonders tüchtig war, nach; selten malte er zu Hause Portraits in Pastell. So arbeitete Nicolaus von früh bis spät allein, wenn nicht das Söhnchen seines Lehrers, der nachmals so tüchtige Pferdemaler Johann Erdmann Gottlieb Prestel[1]), sich um ihn herumtrieb. Seine Arbeit bestand im Kopieren meist uninteressanter, wenig nutzbringender Sachen, (man denke sich: nach französischen Vorlagen in rotem Kupferdruck Pferdeknochen, deren Lage und Bestimmung jedoch nicht erklärt wurde,) die stets zu seines Lehrers Befriedigung und der Eltern, Geschwister und Verwandten Bewunderung ausfielen. Vieles ließ der Großvater einrahmen. So erinnere ich mich noch einer Kreidezeichnung der „Aurora" nach Guido Reni, die in gleicher Größe und in derselben Manier wie der Stich Raphael Morghens, nach dem sie gefertigt, in hellbraunem Kirschbaumrahmen noch lange in unserem Elternhause hing.

Zum Glück interessierte sich noch ein anderer Mann, der ausgezeichnete Maler und Radirer Anton Radl[2]), für den angehenden Kunstjünger. Er war mit dessen Vater befreundet,

---

[1]) Herzogl. Nass. Hofmaler, geb. 19. April 1806 dahier, † 7. Mai 1885 zu Mainz.

Der Name dieser einst weitverzweigten Künstlerfamilie lebt fort in der 1774 gegründeten, rühmlichst bekannten Kunsthandlung: „F. A. C. Prestel, Frankfurt a. M."

[2]) Geb. 16. April 1774 zu Wien, † 4. März 1852 dahier.

Radl's Frau, Rosine Margarethe, geb. Hochschlitz, besonders geschickt im Drucken von farbigen Aquatintablättern und anderen Kupferplatten, starb den 17. Januar 1844, alt 73 Jahre.

Radl's Großneffe ist der hier lebende gefeierte „Russenmaler" Prof. Wilhelm Amandus Beer, geb. 1837.

machte letzteren auf die Fähigkeiten seines Sohnes aufmerksam und bat, ihm Nicolaus zu schicken, er wolle ihn in der Perspektive unterrichten. Mein Großvater, das Anerbieten natürlich gern annehmend, teilte dies in seiner Freude dem Herrn Prestel mit, wurde aber von demselben mit den Worten beschieden: „Hof, des kann ich Ihne sage, wann Se des dhun, dann is es bei mir Knall un Fall am Enn!" Und hinzufügend sagte er noch: „Un was der Radl von Perspektiv versteht, des versteh ich dann doch ääch! Die ganz Perspektiv besteht darin, daß alle Linie, die immer dem Ääg sin, erunnergehn, un all, die unnerm sin, ennuff! Des is die ganz Perspektiv!" Der konnte freilich so sprechen, nahm er doch meinem Großvater nichts für den Unterricht ab. Allerdings sprach dieser seinen Dank durch wertvolle Geschenke aus; einmal war es eine von ihm gefertigte kostbare, von Alabastersäulen getragene Uhr mit Schlagwerk.

Aber Nicolaus wußte sich doch Gelegenheit zu verschaffen bei Radl ein- und auszugehen; denn dieses Mannes Entgegenkommen und gediegenes Können zog ihn sehr an, nicht weniger sein Geschäft als Kupferdrucker, das er mit seiner Frau betrieb. Er wohnte damals auf der großen Friedbergergasse im Hinterhause Nro. 44 neben der Engelapotheke. Mein Vater fand durch häufigen Besuch bei Radl den Weg für seine eigentliche Kunstrichtung. Die großen, schönen Blätter der vielen Aquatinta- und Schabkunst-Platten, die Radl selbst ausführte, fesselten ihn so, daß er sich bald entschied, Kupferstecher zu werden. Sein Lehrer Prestel, dem er seinen Stoßseufzer im Geheimen anvertraute, hatte nichts dagegen, fand es aber nötig, seinen Schüler dadurch auf die Probe zu stellen, daß er ihn zuerst einen großen Stich nach Goltzius, den gnädiglächelnden Gott der Zeit, „Saturn", in gewaltiger Perücke, die Zeittafel in den Riesenhänden, ein Meisterblatt der Kupferstechkunst, kopieren ließ. Die Aufgabe bestand darin, den Stich nicht allein in derselben Größe, sondern auch in derselben Weise, Linie für Linie, Punkt für Punkt, in gleicher

Weite und Breite, mit der Feder wiederzugeben. Es ward dies für einen noch jungen Menschen — mein Vater war damals 16 Jahre alt — eine ganz vorzügliche Leistung!

Damit hatte er jedoch erst seine Geschicklichkeit gezeigt; mit der zweiten Arbeit sollte seine Geduld und Ausdauer geprüft werden. Und so verlangte Prestel, ein (1803) in Linienmanier ausgeführtes Blatt von Longhi mit dem Titel: „Il Riposo in Egitto" (die Ruhe in Egypten) nach dem Gemälde von Camillo Procaccino in Punktiermanier zu übertragen. Auch diese Probe bestand Nicolaus zur vollen Zufriedenheit seines Lehrers, und nun befürwortete dieser die Neigung seines Schülers, Kupferstecher zu werden, und empfahl zum Lehrer Herrn Professor Ritter Gotthard von Müller in Stuttgart.

Diese letzte Arbeit war zugleich zur Weihnachtsgabe für die Eltern bestimmt; wie die anderen bekam sie einen Rahmen von Kirschbaumholz, dem damaligen Geschmack entsprechend. Die Brüder Wilhelm, Philipp, Jean und Carl, die von der Ueberraschung wußten, beschlossen, ihren Nicolaus am heiligen Abend bei seinem Lehrer, und zwar, da hoher Schnee lag, im Schlitten abzuholen. Es sollte ein Triumphzug werden; aber er nahm ein trauriges Ende! Natürlich mußte sich Nicolaus mit seinem Opus auf den Schlitten setzen. Da — welcher Schreck ergriff die Brüder! Kaum hatte der geliebte Bruder Platz genommen, stieß er einen gellenden Schmerzensschrei aus und fiel ohnmächtig vom Schlitten. Als die Brüder ihn aufhoben, sahen sie eine große Blutlache in dem Schnee; doch die Veranlassung konnten sie nicht ergründen. Sie legten den Ohnmächtigen auf den Schlitten, und auf beiden Seiten ihn haltend, ging der so fröhlich ausgedachte Zug in trauriger Stimmung langsam dem Elternhause zu. Immer noch rieselte das Blut, und noch wußten sie nicht, was vorgegangen war. Dann trugen sie den Bewußtlosen in's Haus. Der Wundarzt wird gerufen, und nun findet sich — o Jammer! — daß Nicolaus in der Eile seinen



Rath Johann Georg Carl Hoff.

Zirkel in die Rocktasche gesteckt und sich bis an den Knopf hineingesetzt hatte. Ganz elend von dem Blutverlust, dauerte es lange, bis er wieder zu sich kam. Zwar heilte die Wunde; aber die Ausführung der Zeichnung in Punktmanier hatte ihn so entsetzlich angestrengt, daß er schwer krank wurde und viele Wochen am Nervenfieber darniederlag. Während dieser Zeit wurden Schritte gethan, um Nicolaus auf die Kunstschule nach Stuttgart zu bringen, welche Mühe abermals Herr Pfarrer Kirchner übernahm. Auf seinen „Saturn" hin, der Herrn Professor von Müller zugeschickt wurde, fand er sofortige Aufnahme. Die Freude war groß und linderte die Pein des Kranken.

Nicolaus' Arbeiten wurden nun im Kasino ausgestellt und zur Beschaffung eines Stipendiums eine Liste zum Unterzeichnen aufgelegt: Außer der Administration des Fleckischen Vermächtnisses, die sich mit einem ansehnlichen Zuschuß beteiligte, unterschrieben viele der angesehensten Bürger, obenan Herr Staatsrat Ritter Moritz von Bethmann. Auch Johann Friedrich Städel[1]), der Gründer des „Kunstinstituts", wurde einer seiner Wohlthäter, und so kam der also Gesegnete beim Abschiednehmen auch in dieses in nächster Nähe auf dem Roßmarkt No. 18 gelegene Haus. Sehr wohlwollend nahm ihn der damals im 87. Jahre stehende Herr auf, zeigte ihm seine Bildersäle und gab ihm auf seine Weise gutgemeinte Ratschläge. Während der Unterredung kam der Diener, den sich Städel trotz seines kargen Lebens hielt, herein. Städel sah ihn scharf an und fragte: „Ei, Johann, ich glaube, Du hast meine neuen Stiefel an?" Dieser: „Ja, Herr, ich will sie Ihnen wegen Ihrer Hühneraugen etwas austreten!" — „Nein, wie bist Du um mich besorgt! Das ist brav von Dir, Johann!"

Am 4. Mai 1815, an seinem 17. Geburtstag, zog der Glückliche nach Stuttgart.

---

[1]) Geboren zu Frankfurt a. M., den 1. November 1728, † 2. Dezember 1816 dahier.

Auf der Kunstschule in Stuttgart.

Nachdem Geburtstag und Abschied im Elternhause gefeiert waren, begleitete am Abend der Vater seinen Nicolaus allein bis in den alten Posthof. Schweren Herzens trennten sie sich, als das Horn des Postillons ertönte. Zum Thore hinaus rumpelte die schwere Kutsche, über die Friedbergergasse, durch die Fahrgasse und über die Brücke nach Sachsenhausen, dem „Aschaffenburgerthor" zu. An der Wage am Eck der Mörfelderlandstraße harrten schon die Brüder des Reisenden, um ihm, da es die Darmstädterchaussee hinauf im Schritt ging, noch bis auf die Höhe das Geleite zu geben. Da, für den Scheidenden, welch' wohlthuende Ueberraschung! Sämtliche Vettern vom Leonhardsthor, „die Leonhardsthörer", wie sie genannt wurden, waren an die Warte gekommen; sie wollten Nicolaus noch den Abschiedstrunk reichen. Der älteste von ihnen, Johann Jeremias Hoff[1]), der damals schon (27 Jahre alt) die Stelle als Kassierer in dem Bankhause „Goll & Söhne" innehatte, gab dem seinem Herzen besonders nahestehenden Vetter von seinem ersparten Gelde mit den Worten: „Nicolaus, Du wirst es brauchen können", vier Dukaten! Noch in seinem Alter gedachte mein Vater stets mit Dank dieser Liebe.

---

[1]) Geb. 14. Januar 1788, † 5. Juli 1863.

Allenthalben kannte man den großen Herrn „mit der weißen Halsbinde". Sein Sohn war der 1838 geborne tüchtige Maler Jakob Hoff, gestorben 1892.

Nun allen noch ein Lebewohl, im Umdrehen den letzten Gruß der lieben Vaterstadt — und mit dem Sinken der Sonne rollte der Wagen die Isenburgerchaussee hinunter dem „Frankfurter Haus" zu. Im Walde zwischen Sprendlingen und Langen fing es bereits an zu dunkeln. Der Kondukteur öffnete den Schlag uud ermahnte die Passagiere dringend, sich im Walde ja des Schlafens zu enthalten; diese Mitteilung sei ihm, da die Gegend durchaus nicht sicher, zur Pflicht gemacht worden, und er werde deshalb von Zeit zu Zeit, um sie wach zu halten, auf das Verdeck schlagen. Zwei Darmstädter Chevauxlegers ritten als Bedeckung mit; denn an beiden Ufern des Maines, im Spessart und Odenwalde herrschte immer noch die Furcht vor den Spießgesellen des Schinderhannes. Das war nun jedesmal — die Reisenden schliefen natürlich doch ein — ein Schrecken, wenn plötzlich über ihnen so mit aller Wucht rumort wurde und sie glaubten, aus dem Schlaf auffahrend, die Räuber seien da. Doch es ging ohne solch tragischen Zwischenfall ab, und glücklich langte man, was jetzt in fünf Stunden geschehen ist, in zwei Tagen in Stuttgart an.

Der Fremdling wußte schon, wo er hinzugehen hatte, auch darum hatte man sich in der Heimat fürsorgend bemüht. Es war das Haus des Buchhändlers Samuel Liesching, eines merkwürdigen Mannes. Dieser hatte durch Unglück sein ganzes Geschäft, ja allen Kredit verloren. Alles setzte er daran, um wieder zu Ehren zu gelangen; doch sein Mühen war umsonst, es fehlte das Vertrauen. Da fiel ihm ganz unerwartet eine große Erbschaft zu, durch welche es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich wieder in die Höhe zu schwingen. Doch nein, er dachte anders; er war ein rechtlicher Mann, „ein Christ", für den er sich offen erklärte. Was that er denn? Er verwandte das ganze ihm zugefallene Vermögen zur Tilgung seiner Schulden. Nach dem Gesetz war er nicht dazu verpflichtet, und viele nannten ihn einen Thoren. Der König, dem von dieser Handlungsweise berichtet wurde, wollte solchen Mann aus seinem Lande sehen und sprechen,

ließ ihn kommen und drückte ihm seine große Anerkennung aus, so daß durch dessen Huld und das in der Buchhändlerwelt neu befestigte Vertrauen sein Geschäft mehr emporblühte als je zuvor. Fiel dies Ereignis auch erst in die Zeit nach meines Vaters Verweilen in seinem Hause, es bestätigte nur die ehrenhafte Gesinnung, die man damals schon an Liesching kannte.

Bei diesem Manne wohnte Hoff die sieben Jahre, die er in Stuttgart weilte, und teilte mit einigen jungen Leuten[1]) in Eintracht das Quartier. Die Hausordnung war streng, wovon ein Beispiel: Im Winter begann morgens um 7 Uhr auf der „Kunstschule" das Aktzeichnen unter Danneckers[2]) Leitung; abwechselnd mußten hierzu die Schüler um 5 Uhr den Modellsaal heizen, ebenso das Atelier Professor Müllers und das seiner Schule. Ging nun Hoff so früh fort, dann bekam er keinen Kaffee, sondern fand nur, auf der Treppe liegend, das von Frau Liesching schon am Abend gestrichene Butterbrod vor. Herr Liesching erklärte einfach, er habe keinen Gasthof; wer nicht zur festgesetzten Frühstückszeit anwesend sei, müsse so fürliebnehmen.

Einen unauslöschlichen Eindruck machte Professor Müller[3]) schon in seinem Aeußeren auf den jungen Kunstschüler, als dieser sich ihm in dessen Atelier in der ehemaligen Kanzlei auf dem alten Schloßplatze vorstellte. Der schöne Kopf mit den ausdrucksvollen Zügen, die ungewöhnlich stattliche, ja vornehme Gestalt in langem blauen, zweireihigen, mit goldenen Knöpfen besetzten Rock, die schwere Uhrkette auf der gelbseidenen gestickten Weste, aus welcher, ein wahrer Staat, das blendendweiße Jabot von Spitzen gleichsam hervorquoll, noch besonders gehoben durch ein

---

[1]) Besonders mit Johannes Merkel später Besitzer der großen Garnspinnerei in Eßlingen, hielt er Freundschaft bis an sein Ende.

[2]) Johann Heinrich von D., der Bildner der Ariadne, geb. 13. Okt. 1758 in Waldenbuch, gest. 8. Dezember 1841 in Stuttgart.

[3]) Ritter Johann Gotthard von Müller, geb. 4. Mai 1747, gest. in Stuttgart 14. März 1830.

kostbares Halstuch, von blitzenden Brillanten gehalten, die ledernen Kniehosen und glänzenden hohen Schaftenstiefel mit silbernen wohlverdienten Sporen über den weißen Strümpfen: alles dies, verbunden mit außerordentlichem Takt, trug zum äußeren Adel, in welchen er 1819 durch Verleihung des Ordens der württemb. Krone für seine Verdienste in der Kunst erhoben wurde, nicht wenig bei. So hat ihn mein Vater gezeichnet und geschildert.

Professor Müller war von Bernhausen auf den Fildern bei Stuttgart, wo sein Vater Schultheiß war. Sein Bruder, ein Landmann, besuchte den zum Ritter geschlagenen Meister, so oft er nach Stuttgart auf den Markt kam; beide gingen dann, der Ritter in seinem Aufwand und der andere in seinem Kittel, Arm in Arm durch die Straßen der Residenz. Das hat mein Vater oft mit Bewunderung gesehen.

Nur einige seiner Werke, die alle durch Schönheit des Grabstichels und Korrektheit der Zeichnung hervorragen, seien erwähnt: die berühmten Porträte „La Mère Brigide" nach Wille, dem Sohn seines Lehrers, „Antoine Graff", „Louis Seize" im Krönungsornat nach Duplessis, und, vielleicht das Bedeutendste seiner Hand „The Battle at Bunker's Hill bei Boston" (1755) nach Trumbull. Der Meister stach, als mein Vater bei ihm eintrat, Rafaels „Madonna della Sedia".*) Wie hoch schätzte mein Vater alle diese Sachen seines Lehrers, und wie sehr wünschte

*) „Im Jahre 1875 hat Carl von Müller[1]), Historienmaler in Frankfurt a. M., Enkel und Sohn der Johann Gotthard von Müller und Friedrich Müller, die in seinem Besitze befindlichen Handzeichnungen seines Großvaters und seines Vaters dem Königl. Kupferstichkabinett im Museum der bildenden Künste in Stuttgart als Geschenk mit der Bedingung übermacht, daß diese Handzeichnungen, 19 an Zahl, in einem eigenen Lokale im Museum aufgestellt werden und dieses für alle Zeiten der Namen „Kabinett Müller" erhalten soll. Zu den Handzeichnungen hat das Königl. Kupferstichkabinett die in

[1]) Carl Joh. Friedr. M., geb. 2. Oktober 1813 zu Stuttgart, † 27. April 1881 in Frankfurt a. M., wurde Ende der 70er Jahre der Adel verliehen; der des Großvaters war nicht erblich.

er einiges zu besitzen, um sich bleibend daran zu ergötzen. Da machten Bruder Philipp und ich uns die Freude, den guten Vater — es war 1868 an einem seiner letzten Geburtstage — mit einem schönen Abdruck des „Louis Seize" zu überraschen. Heute noch sehe ich den Siebzigjährigen, wie er glücklich davorstehend uns die einzelnen Teile dieses Meisterwerkes rühmte: „Seht doch", sagte er, „wie die Fleischteile, das Haar, der Hermelin, der Samt, der seidene Vorhang, die Marmorsäule und der Stoff des Sessels, jedes in seiner Art, mit wundervollem Verständnis gemacht sind." Des Lobes war kaum ein Ende. Mir kam dieser Louis XVI. immer etwas trocken vor, und ich fahndete deshalb für einen späteren Festtag als weitere Ueberraschung so lange nach dem unübertrefflich gestochenen Selbstbildnis des Malers Antoine Graff, bis ich es bei Börner in Leipzig fand.

Aufs gütigste nahm der Meister seinen neuen Schüler auf und gab ihm den Rat, ehe er ihn in seiner Schule einführte, sich ja den besseren, ernster gesinnten unter seinen Schülern anzuschließen.

Im Atelier waren anwesend Gottlieb Rist aus Augsburg [1]), der nach seinem Meister das Bildnis Turennes, Bruders des berühmten Marschalls, stach, und Anton Krüger aus Dresden [2]), der, auch an einer Schulplatte thätig, „Philipp de Champaigne" nach Edelink kopierte. Dann die beiden Schwaben Gleich und Langmaier, zwei Störenfriede, wovon besonders der Letztere sein Hauptergötzen darin fand, seinem würdigen Lehrer oft ohne die gebührende Ehrerbietung zu begegnen.

---

seinem Besitze befindlichen und zum Teil für diesen Zweck erworbenen Stiche der beiden Müller, darunter den Johannes nach Domenichino, hinzugefügt, und so ist ein Kabinett entstanden, das diese großen Meister der Kupferstechkunst nach allen Seiten würdig repräsentiert, und das für alle Zeiten ein ehrendes Denkmal ihres künstlerischen Schaffens sein wird."

[1]) Geb. 1789, gest. 1824 zu Rom.

[2]) Ferdinand Anton K., geb. 1. August 1795 in Loschwitz, gest. 24. April 1857 in Dresden.

Professor Müller war ein ungemein reinlicher, diffiziler Mann, der stets weißlederne Handschuhe trug; seine Stiefel mußten bei jedem Schritt und Tritt knarren, so daß man ihn schon die Treppe heraufkommen hörte. Um sich über seines Lehrers Eigenheiten zu belustigen, erlaubte sich Langmaier zuweilen den Bubenstreich, die Thürklinke von des Professors Atelier heimlich mit Kienruß zu beschmieren. Dann weidete er sich, durch das Schlüsselloch sehend, an dem betroffenen Gesicht des Meisters, wie dieser seine beschmutzten Handschuhe beim Ausziehen betrachtete. Doch im gelassensten Ton sprach er nur die wenigen Worte: „Das war Herr Langmaier! Das sieht ihm ganz ähnlich!" Oder Langmaier fing Mäuse und ließ sie, nachdem er sie gesattelt und ihnen die Ohren und Schwänzchen vergoldet, in des Meisters Atelier ein und wartete, was er beim Eintreten über die Ueberraschung sagen werde: Ganz erstaunt wußte dieser zuerst nicht, wofür er die also ängstlich herumhuschenden kleinen Dinger zu halten habe, bis er seine Brille aufgesetzt hatte, still beobachtend es erkannte und sagte: „Das war wieder Herr Langmaier!" Dieser freute sich dann seiner, wie er meinte, gelungenen Späße und schien gar nicht zu wissen, welches Unrecht er beging. Die Geduld, die der Professor bei solch grobem Unfug behielt, sei, wie mein Vater äußerte, ganz unglaublich gewesen. Nie habe er sich beklagt, und bei seinem hohen Ansehen wäre es ihm doch ein Leichtes gewesen, sich des Thäters zu entledigen.

Der junge Kupferstecher war sehr fleißig; eine ganz neue, ihm völlig unbekannte Thätigkeit begann. Viele Zeichnungen nach der Antike, große Akte, meist auf Tonpapier und mit Weiß gehöht, auch verschiedene ausgeführte Kreidezeichnungen nach Oelbildern, wovon ich nur das reizend schöne Kinderköpfchen mit dem reichen Lockenhaar, nach Tischbein, nenne, sind ein Beweis, daß er mit Erfolg arbeitete. Doch vor allem sind es die prächtigen, lebensvollen Porträte, die uns zugleich seinen Bekannten-, seinen Freundeskreis zeigen: Da ist der Schlachtenmaler, der

stattliche, kühne Joseph Joachim von Schnitzer [1]), im Jahr 1813 Adjutant des Königs von Württemberg; dann die beiden wackeren Brüder Gottlieb und Christoph Rist aus Augsburg, der eine Kupferstecher, der andere Lanschaftsmaler; der Porträtmaler Pezold aus Curland mit dem schönen langen Haar; der nachdenkende Doktor der Philosophie Gustav Kolb, Redakteur der Augsburger Zeitung; die zwei vornehm dreinschauenden Herren, Hofschauspieler Mevius aus Berlin als Hamlet und Hofopernsänger Bezolt, und endlich das lieblich lächelnde Köpfchen der Tochter eines Schuhmachers in Stuttgart namens Unterlercher, im Hause ihres Vaters zugleich von mehreren Künstlern, wobei Hoff den Preis errang, gezeichnet. Dies Bild wurde ihm damals aus seinem Buche geschnitten. Nach Jahrzehnten erhielt es mein Vater aus Stuttgart mit folgendem Begleitschreiben ohne Unterschrift wieder zurück: „Jemand, der sich vor Jahren einen unerlaubten Spaß zu Schulden kommen ließ, bittet mit Rücksendung dieses um Verzeihung."

Mit noch vielen anderen Männern, von welchen nur noch einige erwähnt seien, verkehrte der frohangelegte, nimmer müdewerdende musikalische Kunstjünger: Zunächst Rechtskonsulent Murschel, das spätere Frankfurter Parlamentsmitglied, mit dem ihn die Freude an der Musik verband. Murschel spielte vorzüglich Flöte, und so ergänzten sich nun beide mit ihren trefflich zusammenklingenden Instrumenten und erfreuten vielfach die geselligen Kreise. Bei gemeinschaftlichen Ausflügen, wie nach der Solitüde, wurden die Instrumente mitgenommen, Spiel und Gesang verschönten das Zusammensein in der Natur; anders war dies gar nicht mehr möglich, so war man daran gewöhnt. Der andere war kein geringerer als Johann Nepomuk Hummel, Mozarts Schüler, der 1816 als Kapellmeister nach Stuttgart berufen wurde. Er hatte große Freude an Hoffs Stimme und

[1]) von Sch. geb. zu Weingarten 19. März 1792, † in Stnttgart 30. April 1870.

trug viel zu seiner Ausbildung bei. Ihm und dem Schweizer Ferdinand Huber, dem trefflichen Liederkomponisten, mit welchem er in freundschaftlichstem Verkehr stand, verdankte er viele der genußreichsten Stunden während seines Aufenthaltes in Stuttgart.

Alljährlich, wenn Nicolaus am 6. Dezember seinen Namenstag beging, sandte ihm seine Mutter als Ueberraschung selbstgebackene Lebkuchen und Brenten, wovon sie besonders die letzteren so vorzüglich zu machen verstand, daß sie darin in der ganzen Hoffschen Familie einen Ruf erlangt hatte. Nun wollte sie sich auch einmal für die Freundlichkeit, welche ihrem Sohne in Herrn Lieschings Haus erwiesen wurde, erkenntlich zeigen und buk einen recht großen, von Bruder Carl, dem späteren Maler, schön geformten Nicolaus extra für Herrn Liesching, vergaß aber, dies dabei recht in die Augen fallend zu bemerken. So kam es, daß der Empfänger, der stets mit Vorliebe solche Sachen aß — er wurde deshalb schon damals der „Süßhoff" genannt —, beim Auspacken, überrascht von dem verlockenden Anblick und Geruch, nichts Eiligeres zu thun wußte, als ihm den Kopf abzubeißen. Der Schreck, als er nun den Brief las, war freilich nicht gering; zu helfen war aber nicht mehr. Bei uns Kindern erregte diese Mitteilung des Vaters, und er erzählte sie gern, stets große Heiterkeit!

Noch ein anderes höchst komisches Ereignis aus jener Zeit erzählte uns der Vater öfters unter Lachen. Seinem Gönner, Herrn von Bethmann, genügte es nicht, dem Schutzbefohlenen nur die alljährliche reiche Beihülfe zum Studium zu geben; nein, auch außerordentliche, von ihm selbst gewählte Geschenke sandte er ihm, besonders zu Weihnachten. Einmal war es ein Gehrock von ganz feinem braunem Tuch, über dessen Länge aber — er reichte bis über die Kniee —, als Hoff sich darin bei seinen Bekannten beim Mittagstisch in „der alten Poscht" zum ersten Mal sehen ließ, entsetzlich gelacht wurde. Unangenehm berührt, eilt er sofort zum Schneider und läßt ihn tüchtig abnehmen.

Doch damit war der Sache schlecht abgeholfen; denn zu jener Zeit kam die Mode von Paris über Frankfurt nach Stuttgart, und bald erschienen seine Freunde in langen Röcken, und er ging nun zur abermaligen Belustigung in dem abgeschnittenen kurzen.

Als ich mit meinem Vater im Herbst 1866 ins schöne Schwabenländle reiste, leider die einzige Kunstreise, die wir zusammen machten, war er mein lieber Führer und zeigte mir nun Stadt und Land, wo er so lange gewesen. An alle ihm lieben Orte, wo er damals so oft und gern geweilt, gingen wir. In der „alten Kanzlei", wo die Kupferstechschule war, freute er sich schon beim Ersteigen der Wendeltreppe, daß der Eindruck derselbe wie damals war; auf dem Flur zeigte er mir den Platz, wo der Schleifstein für die Grabstichel gestanden, die Thüren zu Professor Müllers Atelier und diejenige zu dem der Schüler. In des Professors Atelier war vieles verändert, schon dadurch, daß es Hofmaler Gegenbauer, den wir aufsuchten, innehatte; doch die Räumlichkeit, wo die Schüler Rist, Krüger, Gleich, Langmaier und Hoff gesessen, war noch dieselbe. Dieser Besuch war für den guten alten Vater höchst wehmütig; das fühlte ich ihm ab. Er war sehr weich.

Das erste Jahr nach Hoffs Eintritt bei Professor Müller war noch nicht vergangen, da traf den greisen Meister schweres Leid durch den Tod seines „hochbegabten", in der Blüte seines Lebens (34 Jahre alt) dahingerafften Sohnes Johann Friedrich[1]). Von seinem letzten Werk, der „Sixtinischen Madonna" nach Rafael in dem Museum zu Dresden, einen Abdruck zu sehen, war ihm nicht vergönnt.

Des angehenden Kupferstechers erste Platte enthielt verschiedene Studien: Hände und Köpfe, worunter besonders als Anfang Rembrandts „Judenbraut" (nach der Radierung von

---

[1]) Geb. d. 11. Dezember 1782 zu Stuttgart, † d. 3. Mai 1816 auf dem Sonnenstein bei Pirna.

G. F. Schmidt 1769) mit langem Haar und großem breitrandigem Hut etwas versprach. Die zweite Arbeit nach seines Meisters Stich „Bacchus mit dem kleinen Faun, ein Feind der Traurigkeit und Bringer der Freude durch Wein" nach Goltzius, die er 1816 vollendete, zeigt einen bedeutenden Fortschritt; darauf folgte 1818 als letzte Studienplatte: ein Kardinal in Amtstracht, nach Peter van Schuppen, dessen schwerer Brokatkragen technisch zum wenigsten nicht mißlungen ist.

Der Frühling 1818 brachte großes Herzeleid. Bruder Wilhelm war in Stuttgart, wo er in Arbeit getreten, um mit seinem Nicolaus zusammen zu sein, an der Lungenschwindsucht erkrankt. Der Arzt riet, rasch die mütterliche Pflege aufzusuchen. Nicolaus ward der Samariter, der den Schwerkranken in die Herberge ins Elternhaus geleitete, wo dieser bald seinem Leiden erlag.

Pfarrer Kirchner widmete ihm einen Nachruf, der als Beispiel der damaligen Ausdrucksweise hier folgen möge:

„Extra-Beilage zu Wöchentliche Rundschau
für Stadt und Land.

Frankfurt a. M., Sonntag, den 10. Mai 1818.

Ein Veilchen auf das Grab eines Frühverblichenen.

Gebühren dem Verdienste, das von der Mittagshöhe des Lebens herab seine glänzenden Strahlen weit umherschießt, wie Schiller sagt — seine Kronen, so laßt uns dem vielversprechenden aber von der heißen Sonne gedrückten Frühlingskeime wenigstens ein Wort der Erinnerung weihen. Jüngst starb zu Frankfurt in seinem neunzehnten Lebensjahre ein Jüngling, der in dem fruchtbaren und umfassenden Gebiete der Mechanik die für sein Alter überraschendsten Fortschritte gemacht hatte. Wilhelm Karl Ludwig Hoff hatte bei seinem Vater, dem hiesigen Stadtuhrmacher Hoff, die Uhrmacherkunst

frühzeitig erlernt. Tiefes Nachdenken über die ewigen Gesetze der Mechanik war schon dem Knaben lieber als jedes Spiel. So erfand und bildete er, ohne fremde Unterstützung, Kunstwerke, welche die Kenner in Erstaunen setzten. Zu einem Gemälde des Pfarrthurms, von der fleißigen und geübten Hand unseres Morgenstern [1]), (es befindet sich im Besitz des Herrn Hospitalmeisters Gruner und wurde vor einiger Zeit im Museum aufgestellt), hatte der Verblichene schon vor zwei Jahren das Uhrwerk verfertigt, welches das daktylische Geläute der Thurmuhr im Ton und Zeitmaaße bis zur höchsten Täuschung nachahmt. Wenn dieses läutet oder (wie am Sonntage) das Läuten unterläßt, oder (wie im Anfange des Sommers) statt um 8 Uhr, den Abend um 9 Uhr einläutet, folgt das Kunstwerk in Miniatur, das dabei nur alle 14 Tage aufgezogen wird, ohne alles fremde Zuthun treulich nach.

Wir würden nicht Raum finden, wenn wir noch so mancher anderer Kunstgegenstände gedenken wollten, die der sinnende Jüngling, meist in seinen Mußestunden, erfand und bildete. Durst nach Wissen zog unsern Hoff in die Fremde. Er wollte vor Allem das stolze Inselreich besuchen, wo man in der Zusammensetzungskunst des verwickelsten Maschinenwesens so weit gekommen ist; vielleicht, um künftig seinem geliebten Vaterlande im Großen nützlich zu werden. Doch seinen liebsten Jugendfreund, seinen Bruder, (Nicolaus Hoff, einen gleichfalls genialen Kunstschüler, welcher die Kupferstecherkunst bei Herrn Ritter von Müller in Stuttgard erlernet, bereits

---

[1]) Johann Friedrich M., geb. zu Frankfurt a. M. den 8. Oktober 1777, † daselbst 21. Januar 1844. Diese seit 1738 durch vier Generationen sich hier fortpflanzende vortreffliche Künstlerfamilie ist jetzt vertreten durch Friedrich Ernst Morgenstern, geb. 1833.

Vieles geleistet hatte und noch Größeres verspricht), den wollte er noch besuchen; ja um sich nicht so schnell von ihm zu trennen, trat er zu Stuttgard in Arbeit. Leider brachte er aber den Samen einer Krankheit mit, welche Folge seines unbegrenzten Fleißes war. Den langen Winter hindurch nagte die Schwindsucht an seinem Lebensfaden; im Frühlinge kehrte er in die Arme trostloser Eltern zurück, um in der heimathlichen Erde sein Grab zu suchen. Und so hat er denn von den Thränen Aller, die den guten, anspruchslosen Jüngling kannten, begleitet, am 20. April wirklich die Wanderschaft in jenes ferne — ferne Land angetreten, wo es seinem sinnenden Geiste und seinem edlen Gemüthe nie an seliger Nahrung gebrechen wird.

A. Kr. Pf."

Nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt eilte Nicolaus nach Stuttgart zurück und brachte seinen Kardinal zu seines Meisters Zufriedenheit zum Abschluß, so daß ihm dieser nun riet, sich ein Bild zum selbständigen Stich zu wählen. Der besonnene Freund Krüger veranlaßte ihn hierzu nach Dresden zu gehen, um auf der Galerie das schöne, vormals mit Vincenz di San Gimignano bezeichnete, jetzt als Lorenzo Lotto (geb. um 1480, † nach 1555) erkannte Bild „Maria mit dem Christuskind und Johannes" zu zeichnen. Mein Vater ging auf diesen Vorschlag ein, sandte sofort an die Administration des Städelschen Kunstinstitutes ein Gesuch um Gewährung eines Reisestipendiums nach Dresden und legte seinen Arbeiten ein Zeugnis des Lehrers bei. Dasselbe lautet:

„Der Unterzeichnete, seit einigen Jahren Lehrer des Herrn Nicolaus Hoff in der Kupferstechkunst, findet sich berufen, demselben das Zeugnis zu geben, daß er auf die Ausbildung seiner vorzüglichen Kunstanlagen bis jetzt allen Fleiß verwendet hat, und hält sich für überzeugt, daß derselbe, die Fortsetzung seines Fleißes und

Die Hoff'sche Badeanstalt am Bernhardsthor; eröffnet am 23. Juni 1799.

Kunsteifers vorausgesetzt, sich einst in seiner Kunst unfehlbar auszeichnen und seiner Vaterstadt Ehre machen wird. Da er nun bisher neben der Uebung im Grabstichel nach dem Rath seines Lehrers vorzüglich auf das höhere Studium der Zeichnung, die Seele aller bildenden Künste, seine meiste Zeit verwendet hat, was er auch neben seinen Arbeiten auf dem Kupfer immer fortsetzen soll, so möchte es wesentlich für die Ausbildung des jungen Künstlers sein, daß er noch ein paar Jahre eine Unterstützung genösse, wodurch er in den Stand gesetzt würde, den Zweck seiner so glücklich begonnenen Laufbahn zu verfolgen, und nicht zu früh genöthigt wäre, für Broderwerb arbeiten zu müssen.

Stuttgart, den 21. Juli 1819.

Joh. Gotth. v. Müller,
Prof. der Kgl. Kunstschule in Stuttgart."

Sein Gesuch fand Gehör. Mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit gab man ihm reichlich Mittel, und so geht der rüstige Wandersgeselle im Sommer 1819, den Umweg nicht scheuend, über Frankfurt, Gelnhausen, Fulda, Eisenach, Gotha, Weimar, Naumburg, Leipzig, Meißen nach Dresden, wo er bei seines Freundes Vater, dem Königl. Hofmünzgraveur Krüger, in der Münze an der Frauenkirche aufs liebreichste aufgenommen, wohnte.

Kupferstecher Stölzel[1]), an den mein Vater von Krüger empfohlen war, riet ihm, nur den Kopf der Maria in der Größe des Originals zu stechen. Mein Vater, der seine Meinung leider nur zu oft den Ansichten anderer bescheiden unterordnete, folgte diesem Rat, mußte es aber bald bereuen; denn das Bild gefiel ihm immer besser. Doch änderte er seinen nun gefaßten Entschluß nicht und suchte den lieblichen Ausdruck des Marienkopfes zeichnend

[1]) Christian Ernst St., geb. 10. Februar 1792 in Dresden, † 4. April 1837 ebenda.

nachzuempfinden. Derjenige, welcher das Bild kennt, vermißt auf der schön durchgeführten Kreidezeichnung die beiden Kinder; denn der dem Originalgemälde eigene Reiz, das Herniedersehen Mariens, welches dem den kleinen Johannes liebkosenden Jesusknaben gilt, erscheint in der Zeichnung nun ganz unmotiviert.

Viele wackere Künstler lernte mein Vater in Dresden kennen, und er war allen durch sein wohlthuendes Wesen, seinen schönen Gesang und sein Saitenspiel rasch ein willkommener, lieber Genosse. Mit dem Bruder seines Freundes Anton Krüger, Reinhard, dem späteren „Herrn Münzgraveur", wanderte er oft hinaus nach Loschwitz auf der Eltern hochgelegenen Weinberg.

Als seine Arbeit vollendet war, ging er wieder zu Fuß durch den Plauenschen Grund, über Tharandt, Freiberg, Chemnitz, Hof, Bayreuth, durch die fränkische Schweiz über Nürnberg und Anspach gen Ulm. Auf dem Wege, von dem ihm sein Wirt noch abgeraten, mitten im Walde in tiefer Nacht vernahm er plötzlich einen gellenden Pfiff, worauf ein großer Hund bellend herangesprungen kam und sich ihm entgegenstellte. Es pfiff nochmals! Eiskalt lief es dem Wanderer über den Rücken. Doch es war „Gut Freund": ein Metzger, der nach Ulm auf den Viehmarkt ging, gesellte sich ihm als willkommener Gefährte bei. In Untertürkheim, einem Dorfe unweit Stuttgarts, traf er pünktlich, wie er seinen Freunden von Nürnberg gemeldet, gegen Abend des benannten Tages in einer Weinlaube mit diesen zusammen. Nachdem sie „im Krug zum grünen Kranze" das Wiedersehen beim Becherklang gefeiert, ging die frohe Schar mit ihrem Hoff Württembergs Residenz zu.

Sein Lehrer bedauerte sehr, daß er nicht das ganze Bild zum Stich gezeichnet; doch ließ sich der Schüler dadurch nicht entmutigen und fing seine Platte mit Lust und Liebe an. Bei seinem großen Fleiß war diese schon im Spätherbst 1819 so weit gediehen, daß er Stölzel in Dresden einen Aetzdruck zur Korrektur schicken konnte. Die Platte war im Frühjahr 1821 derart vor-

gerückt, daß er beides, Zeichnung und Stich, nochmals mit dem Original zu vergleichen wünschte; er sandte daher — energisch, wie er war — an die ihm gewogene Administration des Städelschen Institutes seine Zeichnung nebst einem Probedruck der fast vollendeten Platte und bat um ein nochmaliges Reisestipendium zum Zweck des Vergleichens. Auch diesmal wurde seinem Gesuche willfahrt, und so wanderte er zum zweiten Mal nach Dresden, wieder mit einem Aufenthalt in der Heimat, während welcher Zeit er die schöne Bleistiftzeichnung der heiligen Familie nach Lionardo da Vinci für einen späteren Stich fertigte [1]).

Nun ging die Wanderung über Cassel, Münden, Göttingen, durch den Harz, über Eisleben, Halle, Leipzig nach dem Ziel. Es war, wie mir mein Vater offen gestand, ihm nicht allein um den angegebenen Zweck zu thun; nein, es zog ihn gewaltig nach der herrlichen Stadt und den lieben Freunden. Dies wohl ahnend, hatte ihn Professor Müller ernstlich ermahnt, doch die beste Zeit im Jahr für die Arbeit zu benutzen, anstatt sie durch Vergnügungen zu verkürzen. Dies Wort seines Lehrers konnte er nie vergessen!

Wiederum verlebte er daselbst, frei von jeglichen Sorgen, glückliche Tage. Beim Fortgehen bemerkte er zu seinem nicht geringen Schrecken — er hatte sich diesmal in der „Stadt Rom", Ecke des Neumarktes und der Moritzstraße, einlogiert —, daß ihm sein Geld für die geplante ausgedehnte Rückreise nur noch spärlich zugemessen sei. Er offenbarte dies, nachdem er seine Zeche bezahlt, dem ihm stets freundlich gesinnten Wirte, und dieser, seine Verlegenheit erkennend, gab ihm, wie er sagte, „auf sein ehrliches Gesicht hin" die nötige Summe. Seine Freunde begleiteten ihn mit Sang und Klang über die Terrasse und durch den „großen Garten" bis nach Wesenstein; dort wurde noch ein solenner Ab-

[1]) Unter einem von Engeln getragenen baldachinartigen Vorhang sitzt Maria mit dem an ihrer Brust ruhenden aus dem Bilde heraussehenden Christuskind; bei ihr eine Heilige, aus einem Buche ihr vorlesend. In der angrenzenden Landschaft sitzt Joseph schlafend an einen Baum gelehnt.

schied gefeiert und auf ein baldiges Wiedersehn in Rom angestoßen. Die Reise ging über Teplitz, Karlsbad, Eger, Regensburg und Ulm nach Stuttgart. Hier vollendete er nun die Platte unter Leitung seines Lehrers.

Die Studienzeit in Stuttgart war abgelaufen: sieben Jahre, eine lange Zeit! Doch es war schon weiter für ihn gesorgt. Bei seiner Heimkehr hörte er durch seinen Vater zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß ihm seine Gönner, besonders Herr von Bethmann, der treffliche Dr. Böhmer[1]) und der unermüdliche Herr Pfarrer Kirchner, ein ansehnliches Stipendium nach Italien auf mehrere Jahre bei der Administration des Städelschen Kunstinstitutes erwirkt hatten. Seine Platte, die allerdings nicht so ausgefallen war, wie er gehofft hatte, interessierte trotzdem sehr; weit über tausend Gulden erzielte er damit, ein großer Erfolg für die damalige Zeit. Man hatte eben für seine Landsleute noch ein weites Herz; die Zahl der Patrioten war im Verhältnis größer.

Den Sommer über weilte des Hauses Sohn in seiner Vaterstadt. Es war ihm darum zu thun, eine zweite Zeichnung des schönen Lionardo da Vinci zugeschriebenen Bildes, die heilige Familie, aus der „Sammlung des Herrn Pfarrer Lang in Neuendorf bei Coblenz", zu fertigen. Warum er dies that, habe ich nie erfahren können; nur die bei der ersten Zeichnung weggelassene ferne, kleine Figur des Joseph jetzt in dieser anzubringen, konnte doch nicht der Grund sein. Mein Vater hatte eben die eigentümliche Liebhaberei, ihn besonders ansprechende Bilder wiederholt zu zeichnen, so beispielsweise die Aussetzung Mosis nach Veit nicht weniger als viermal! Die neue Zeichnung wurde ebenfalls sehr schön. Welche Empfindung in Köpfen und Händen, und welcher Fleiß in der Durchführung des Ganzen! Nach dieser stach er in Italien seine Platte. Dann zeichnete er das liebliche

[1]) Johann Friedrich B., geb. 22. April 1795 in Frankfurt a. M., † 22. Oktober 1863 ebenda.

Bildchen nach Rafael, damals im Besitz Wendelstadts, Inspektors des Städelschen Kunstinstitutes: Maria mit dem Kinde und dem kleinen Johannes in reicher Landschaft.

Auch einige der damals entstandenen Künstlerporträte sollen wegen der Persönlichkeiten, die sie zeigen, nicht unerwähnt bleiben: Kupferstecher Barth [1]), Meister des in Rom mit Amsler gemeinsam gestochenen Nibelungentitelblattes nach Cornelius [2]). Ein interessanter, phantastischer Kopf, dieser Barth! Er wurde, als er das Porträt sah, so ungehalten auf seinen jungen Freund, daß er es am liebsten vernichtet hätte und ganz unwillig sagte: „Wie einen Banditen haben Sie mich aufgefaßt!" Das ist allerdings nicht unrichtig; denn das wilde, nach der Seite blickende, durchdringende Auge und das in der Mitte gescheitelte, weit über die Schultern fallende rabenschwarze Haar haben so etwas Rinaldo Rinaldiniartiges! Dann die berühmte Angelica Catalani, eine herrliche Erscheinung, groß und schlank, im damaligen „Weidenhof" als „Susanna in Figaros Hochzeit" im Auftrag einer Musikalienhandlung gezeichnet. Das vorzügliche Bildnis seines jüngsten Bruders Carl als Knaben von 13 Jahren will ich nicht unerwähnt lassen. Es ist ein echtes, etwas trotziges Kindergesicht; die großen, schönen Augen, der festgeschlossene Mund und das wilde Haar verraten schon seinen eigenen Sinn, um nicht zu sagen Eigensinn.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Aus Dresden erfuhr Nicolaus, daß seine Freunde, der Kupferstecher Stölzel und die Maler Hennig [3]) und Müller, letzterer aus Danzig, sich auch für die Römerfahrt rüsteten. Sie forderten Hoff auf, sich ihnen anzuschließen. Das kam dem kaum müdzumachenden Fußgänger

---

[1]) Carl B., geb. 12. Oktober 1787 in Eisfeld, † 11. September 1853 in Cassel.

[2]) Peter von C., geb. 23. September 1783 in Düsseldorf, gest. 6. März 1867 in Berlin.

[3]) Gustav Adolph H., geb. 14. Juni 1798 in Dresden, † 15. Januar 1869 in Leipzig.

gelegen, und so sehen wir ihn zu Anfang August 1822, wohl ausgerüstet mit einem ihm von der Administration gewährten Reisestipendium, sein Frankfurt verlassen und begleiten ihn nach dem Lande der Kunst, nach Italien.

Die wohlwollende Abstimmung der Administration in Betreff des Reisestipendiums lautet:

„Da in denen bisher ergangenen Urtheilen die Genehmigung enthalten ist, die Unterstützung für solche Zöglinge fortzusetzen, welche ihren Unterricht von Seiten des Instituts schon vor Anfang des Prozesses empfingen, so finde ich kein Bedenken, die Wünsche dieses talentvollen jungen Mannes zu erfüllen und schlage vor demselben zum Behufe seiner Reise nach Rom fl. 200.— zu verwilligen. v. H., den 31. July 1822.

C. F. Starck."

„Ich bin ganz mit einverstanden.

P. U. Schmidt."

„Auch ich sehe aus den angeführten Gründen hierbey keinen Umstand und stimme für die vorgeschlagene Unterstützung.

C. F. Kellner."

„Desgleichen

Dr. Kestner."

Seinen Weg nahm er über Stuttgart. Beim Abschied gab ihm Freund Murschel seinen Pudel als Reisegefährten mit. Rasch an seinen neuen Herrn gewöhnt, verlor er sich doch; alle Bemühungen ihn aufzuspüren blieben erfolglos. Hoff fügte sich nicht unschwer in den Verlust und setzte seine mehrtägige Wanderung nach Ulm fort. Wie freudig ward er aber berührt, als er nach einem Gang durch die alte Münsterstadt das treue Tier wohl und munter im Gasthof vor der Zimmertür liegend wiederfand! Niemals vorher hatte der Hund den Weg gemacht. In dem stolzen Augsburg hielt Hoff in der Künstlerfamilie bei seinem

Freunde Moritz Rugendas Rast und porträtierte dessen überaus schöne, schwarzaugige Schwester. Das aufstrebende München veranlaßte ihn zu einem längeren Aufenthalt. Durch die Gastfreundschaft Eugen Eduard Schäffers, der es sich nicht nehmen ließ, den „lieben Vetter" bei sich zu herbergen, blieb ihm München stets in angenehmer Erinnerung. Schäffer stach den Kopf des Aegypters in dem Bilde „der Verkauf Josephs" nach Overbecks Carton und gab Hoff einen Probeabdruck an den Meister in Rom mit. Ueber diese strenge Arbeit war Overbeck hoch erfreut. Auch zu Cornelius ging Hoff, zeigte ihm seine Zeichnung nach Lionardo und erntete dessen ungeteilten Beifall; doch sprach er unumwunden seinen Zweifel an der Echtheit des Bildes aus, erklärte es vielmehr als aus der Schule dieses Meisters herrührend. Für den pekuniären Erfolg des Stiches, den Hoff in Italien für Inspektor Wendelstadt vortrefflich ausführte, war dies freilich von sehr nachteiligem Einfluß, so daß er schon während des Arbeitens daran viel Verdruß hatte und schließlich dem Besteller um des lieben Friedens willen bei seiner Heimkehr die ganze ihm ausbezahlte Summe wieder zurückgab.

In dem Atelier zeichnete Schäffer seines Gastes wohlgelungenes Porträt, von welchem mein Vater oft sprach. Nach Schäffers Tod 1871 hatte diese Zeichnung mit anderen seiner Arbeiten das Städelsche Kunstinstitut erworben und ausgestellt. Da erkannte ich es sofort. In dem den Beschauer ansehenden, nach der Seite gewandten schönen Kopf mit dem feinen Mund, dem eben sprossenden Schnurrbart und dem flammenden Haar meinen guten Vater in seiner Jugendblüte zu sehen, war keine geringe Freude für mich!

Unterdes hatten sich die Dresdener Freunde in München eingestellt und harrten mit Ungeduld des Aufbruchs.

Römerfahrt!

Hoffs erster Brief an seine Eltern aus Rom, vom 2. November 1822, schildert eingehend seine „Römerfahrt" vom Tage des Abgangs aus Bayerns Residenz bis zu seinem Eintreffen in der „ewigen Stadt." [1])

Wir teilen daraus Folgendes mit:

„Geliebte Eltern!

Meinen Brief aus Florenz vom 14. Oktober werden Sie erhalten haben; ich gebe Ihnen nun von hier ausführliche Nachricht. Am Montag den 21. Oktober kam ich hier recht munter und gesund an und traf bald meine früheren Bekannten, die sich herzlich freuten, mich wiederzusehen.

Nun zu meiner Reise zurück:

Am 16. September marschirten wir vier Künstler in Begleitung einiger Freunde von München ab. Der Tag war herrlich und der Anblick der Berge zum Entzücken! In Aibling übernachteten wir nach 10-stündigem Marsch, setzten am folgenden Tag (dem 17.) in aller Frühe die Wanderung über Enndorf bis Prien fort, wo wir Quartier beim Unterwirth machten. Am 18. fuhren wir über den Chiemsee und gingen bis Traunstein. Es war schon spät Abends, als wir an den Grenzort kamen, wo der Zollvisitator, der uns für Handwerksburschen hielt, sehr unhöflich

[1]) Ein Schriftstück seltener Art, das mit der größten Zierlichkeit durchgeführt 4 Quartseiten umfaßt, wovon jede 39 Reihen zählt.

war. Erst als er unsere Pässe und Tornister untersucht und seinen Irrthum erkannt hatte, wurde er auffallend höflich. In Salzburg im Ochsen ließen wir uns nieder und blieben daselbst drei Tage. Die malerisch an der Salza gelegene Stadt, der alte Kirchhof, darüber das Schloß, wurden von Stölzel und mir gezeichnet. Einen Gang nach Aichen, von wo aus man den Untersberg und Watzmann schön liegen sieht, gemacht. Am 22. nach Berchtesgaden, Quartier im Leidhaus. Am 23. trafen wir in Dorf Ramsau im Wirthshaus den Landschaftsmaler Rottmann aus Heidelberg [1]), welcher uns seine Studien zeigte, uns begleitete und auf mehrere schöne Partieen aufmerksam machte. Im Grenzort Lofer in Tyrol machten wir Halt. Schon früh 6 Uhr brachen wir am 24. bei schönstem Wetter auf. In St. Johann gerastet und bis Soll (13 Stunden) marschirt, bei dem unterhaltenden Wirth Neumark, welcher 1809 den Tyroler Krieg mitgemacht, übernachtet. Den 25. bei schlechtem Wetter weiter, in Rattenberg eingekneipt und durch das schöne Thal mit den vielen Ruinen auf Schwaz los. Ein erhebender Abend! Die Sonne schien auf die Spitzen der Berge und sank feierlich hinab. Im Gasthaus zum Einhorn sehr gut. Die Wirthin, eine Witwe, erzählte auf sehr interessante Art von dem Sandwirth Hofer. Der Inn fließt dicht vor Schwaz und gibt dem Städtchen viel Leben; der Charakter der Berge wird immer großartiger! Anderen Tags, am 26., kamen wir um 1 Uhr nach Innsbruck und kehrten in dem von der Wirthin in Schwaz empfohlenen sehr guten Gasthof zum grauen Bären ein. Eine merkwürdige Stadt! Die Franziskanerkirche hauptsächlich sehenswerth wegen des Grabmals Kaiser Maximilians, auf welchem er knieend dargestellt ist. Zu beiden Seiten die Ahnenfolge, Figuren in Kolossalgröße

[1]) Karl R, geb. 11. Januar 1798 zu Handschuchsheim bei Heidelberg, † 7. Juli 1850 in München.

alle charaktervoll und schön gezeichnet, in prächtigen Rüstungen. Den Abend mit Gesang und Saitenspiel sehr vergnügt zugebracht.

Mit einem Kutscher wird accordirt und die Reise am 27. bis Botzen bequemer fortgesetzt. Unweit des Ortes vermisse ich meinen Pudel, springe aus dem Wagen und eile zurück; suche allenthalben, allein Mylord war nicht zu finden, was mir sehr weh that. Den Schönberg hinauf stiegen wir wegen der Pferde aus. Es wurde am Abend bedeutend kalt. In Gries ließen wir uns in einem guten Wirthshaus nieder, der süße Wein schmeckte vortrefflich, und ich sprach fleißig zu. Am 28. fuhren wir bis Brixen — ein schönes Städtchen. Wir kehrten in der weißen Gans ein. Man sieht in dieser Gegend große, kräftige, gesunde Menschen. Die Tracht der Männer gefiel mir besser als die der Weiber. Weiter ging es am 29. Die Gegend dünkte mir ganz italienisch. Nach Botzen kamen wir noch Vormittags. Um 3 Uhr, nachdem wir unseren Kutscher abgefertigt, gingen wir per pedes weiter. Von Botzen zieht sich das herrliche Thal südwärts, der Charakter der Berge ist wunderschön.

In dem Dorfe 2 Stunden vor Botzen, wo wir übernachtet hatten, sprach man schon etwas italienisch; da waren wir genöthigt uns unsere Zeche vorrechnen zu lassen. Am 30. machten wir uns sehr früh auf den Weg. In Salurn hielten wir uns auf um die guten Weintrauben kennen zu lernen. Bis Trient glaubt man immer in einem Garten zu sein, auf beiden Seiten ist alles mit Wein angebaut. Wir hatten diesen Tag 10 Stunden gemacht. In dem schön gelegenen Trient einmarschirt, wurde der Löwe gewählt, wo wir gute Aufnahme fanden. Wir hielten uns dorten einen Tag auf und zogen am 2. Oktober um 6 Uhr weiter. Der Weg war sehr schön, aber etwas kalt für eine Wasserfahrt. Das Floß, das wir bestiegen, war mit italienischem Volk

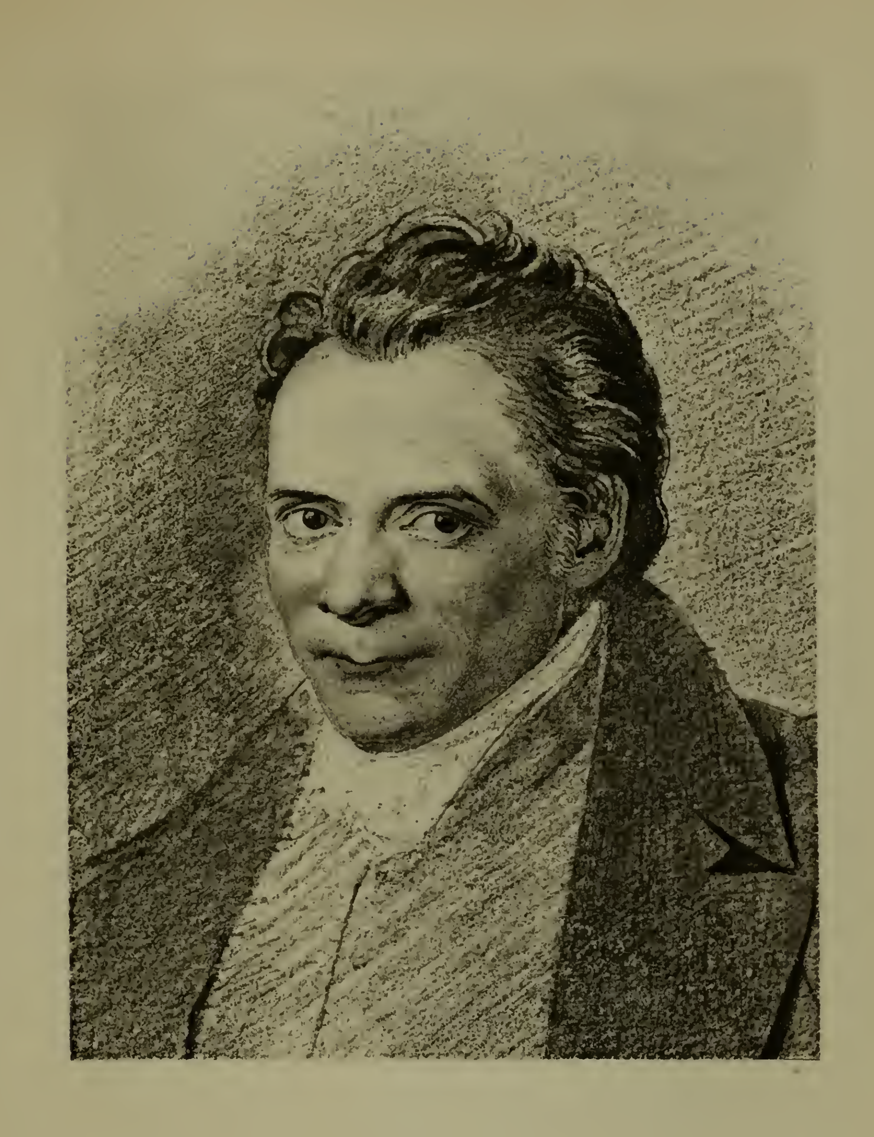
stark besetzt, was für uns Deutsche ihrer Gebräuche wegen höchst interessant war. Die Natur war prächtig; die Berge boten viel Abwechslung und herrliche Farben. Nach Sacco kamen wir schon gegen Mittag, machten in dem schwarzen Adler, wo es sehr unreinlich aussah, Quartier und unternahmen einen Spaziergang nach Roveredo. Dieses Städtchen liegt sehr schön, wir zeichneten einige Linien. Beim Abendessen, wo es reinlicher war, hatte sich das sogenannte Speisezimmer mit Italienern angefüllt. Wir ließen uns unsere Pfeifchen recht schmecken und mochten dadurch einen ordentlichen Qualm verursacht haben; denn auf einmal fuhr die Wirthin mit fürchterlichem Geschrei zur Thür herein: wenn wir rauchen wollten, sollten wir auf unsere Zimmer gehen, hier in dem Speisezimmer würde es nicht erlaubt. Hennig gab uns das Zeichen unsere Pfeifen einzustecken. Die Italiener rissen die Fenster auf und gaben uns dadurch ihren Unwillen zu verstehen.

Am 3. gingen wir mit Oehme und Schwickert, welche ich in Dresden vor einigen Jahren kennen gelernt, und die wir in Trient getroffen, weiter. Wir reisten also zu 6, was manches Angenehme, aber auch sehr viel Unangenehmes hat. In Pretume an der italienischen Grenze wurde eine Stunde gehalten. Man visirte unsere Päſſe. Abends um 5 Uhr verließen wir das Floß und marschirten noch eine halbe Stunde bis Verona. Ein Italiener — er war Schuhmacher — der mit uns auf dem Floß gewesen, nahm uns mit in den Hahnen, welcher mitten in der Stadt am Markte liegt. Es wurde mit dem Marqueur wegen des Nachtquartiers gehandelt und fanden es auch nicht theuer; unser Italiener machte uns auf Mancherlei aufmerksam, wo wir hätten geprellt werden können. Abends beim Essen wurden wir von einer herumziehenden Musikbande belästigt, welche nichts anderes als Rossini spielte. Am 4. besahen wir die

Stadt. Unter den Kirchen sind herrliche Bauwerke: Wir sahen in Sta. Anastasia ein schönes Bild von Paul Veronese, in St. Giorgi einen Hieronymus von Libri, in dem Dom die Verklärung von Titian, welches Bild Napoleon ehedem mit nach Paris genommen hatte. Das Amphitheater ist merkwürdig. Am Abend kehrten wir aus einem ungeheuren Volksgedränge zurück: es wurden Vorbereitungen zum Empfang der Kaiser von Oesterreich und Rußland gemacht. In unserem Quartier wurden unsere Ohren mehrmals durch die bekannte Melodie von Rossini „di tanti palpiti“ beleidigt. Eine Signora der Gesellschaft und Primadonna, sehr nachlässig gekleidet, kam auf die gewöhnliche Weise mit dem Teller zu uns, wir behandelten sie wie eine solche in Deutschland; allein sie warf uns die Hälfte wieder auf den Tisch mit den Worten: „la metà, e basta“, und ging der Thüre hinaus. Zwei Tage hielten wir uns da auf. Am 7. ging es bei großer Hitze zu Fuß weiter. In Mantua, wo wir Abends einmarschirten, kehrten wir im Gasthof Scudi di Francia ein. Am 8. hatten wir mit einem Vetturino bis Modena accordirt; jedoch der Kerl hatte nicht Wort gehalten. Das Wohnhaus des Julio Romano ist sehr einfach, aber schön. Wir sahen im Palazzo del Re die Werke dieses großen Meisters. Auch der Palazzo reale birgt herrliche Sachen von ihm. Die Kirchen St. Pietro und St. Andrea sind schön. Der Wirth, welcher uns bei Tisch bediente, verlangte bei unserer starken Zeche noch ein Trinkgeld für sich. Wir gingen auf St. Benedetto los, welches wir bald erreichten; allein da wir spät von Mantua gegangen und noch über den Po setzen mußten, kamen wir in der Dunkelheit bei starkem Gewitter ins Quartier. In dem Gasthof tre Re stiegen wir ab und ließen uns ordentlich vorsetzen. Es kamen diesen Abend noch einige Musikbanden mit Violine und Guitarre und spielten manchen

Walzer auf. Müller bekam Lust zu tanzen und forderte die Wirthin dazu auf; ihr Mann aber gab ihr mit einem gebietenden Blick zu verstehen es zu unterlassen, worauf sie bald sehr betrübt fortging. Auch wir ließen einige Walzer aufspielen und tanzten in dem kleinen Raum herum. Mich hatte diese Nacht das Loos getroffen, allein zu liegen; ich konnte aber des vielen Ungeziefers wegen lange nicht einschlafen.

Am 9. gingen wir bis Carpi und kehrten in dem Gasthof il Tamburo ein, kauften für den folgenden Tag Salami, welches uns gewöhnlich zum Mittagessen diente. Am 10. brachen wir sehr früh auf. Die Gegend wird von hier an höchst interessant; denn zur Rechten erblickt man die Apenninen. In Bologna kamen wir Abends um 6 Uhr an und kehrten im Wirthshaus tre Fiaschi ein; der Wirth, ein sehr artiger Mann, kam uns freundlich entgegen und bot sich sogleich an, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Den anderen Morgen, den 11., nach einem gesunden Schlaf traten wir den Gang an und besahen den schönen Brunnen und den Dom. Nach der Kirche Santa Maria Maggiore hat man eine Stunde zu steigen. Die Stadt liegt von da sehr schön. Wir blieben oben bis zum Untergang der Sonne. Der folgende Tag, der 12., war sehr schön, wir gingen früh ab. Eine Stunde vor Pietro male, wo wir noch hinmußten, um leidliches Quartier zu bekommen, wurden unsere Pässe visirt. Nach einer schlecht zugebrachten Nacht gingen wir am 13. früh 5 Uhr mit einem Führer auf den nahgelegenen Vulkan. Es war noch ziemlich finster, und dadurch boten die ausbrechenden Flammen einen feierlichen Anblick. In unsere Spelunke zurückgekehrt, gingen wir nach einem erbärmlichen Frühstück weiter nach Tagliaferra; wir theilten es darum so ein, um den folgenden Tag noch bei guter Zeit in Florenz einzutreffen. Ich dankte dem Himmel, als ich am 14. von dem Nest aufbrechen konnte.



Johannes Hoff
Stadt Uhrmacher.

Die Gegend um Florenz ist wirklich herrlich. Auf der Anhöhe eine Stunde vor der Stadt wurde Halt gemacht. Um $^{1}/_{2}$ 12 Uhr kamen wir in dem schönen Florenz an und legten in Scudi di Francia ab. Bildhauer Pettrich aus Dresden nahm sich unser sehr an, führte uns nach einer Anhöhe der Stadt, genannt Bello Sguardo, von wo wir einen paradiesischen Blick genossen. Wir besahen die Kirchen Sta. Annunciade, wo schöne Fresken sind; St. Marco, Sta. Maria Novella, den Palazzo Pitti u. a. m. Wir trafen Wagner und Stange dort, und sie entschlossen sich, den Rest der Reise mit uns zu machen. Es wurde mit einem Vetturino bis Rom accordirt, da man auf diese Weise billiger als zu Fuß reisen soll; die Person zahlte 10 Scudi und hatte von ihm ein Mittag- oder Abendessen und Nachtquartier zu verlangen.

Die Zeit in dem schönen Firenze war zu Ende: am 16. ging es fort. Obwohl alles mit dem Vetturin contraktlich abgeschlossen, war es erbärmlich. Der Vetturin hatte sich zeitig niedergelegt; allein wir ruhten nicht eher, als bis er heraufkam, um beim Essen selbst zu sein, auf diese Art wurde es etwas besser. Anderen Tags, am 17., kamen wir Mittags nach Siena. Dieser Ort hat viele Sehenswürdigkeiten, weswegen wir auch nicht über Perugia reisten. Wir gingen in die Kirchen, wo wir herrliche Bilder fanden. Im schwarzen Adler hatten wir es recht gut. Am 18. fuhren wir weiter und kamen Abends zu guter Zeit in einem einsamen Wirthshaus an der Straße an. Unser Vetturin, welcher sich unserer schlechten Bedienung am ersten Tag schämte, ließ diesmal ordentlich auftragen. Vor Tagesanbruch ging es wieder fort. Der Weg führte durch ungeheure Wälder, in denen man zuweilen päpstliche Cavallerie sah. Auch am nächsten Tag (dem 20.) wurden wir wieder sehr zeitig geweckt. In Montefiascone wurde gehalten,

weil es da sehr guten Wein geben soll; doch mögen wir wohl von dem besten nicht bekommen haben, obschon er genug kostete. Der Vetturin, welchem die Zeit lang geworden war, fuhr indessen ohne uns weiter und war wohl über eine Stunde von dem Orte entfernt, als wir aufbrachen. Wir wurden alle sehr wild auf den Kerl und hatten bereits beschlossen, ihn tüchtig durchzuprügeln und ohne ihm etwas zu geben, da er seinen Contrakt durch die schlechte Bedienung gebrochen hatte, unsere Tornister zu nehmen und weiter zu gehen. Müller war ganz außer sich, lief voraus, um den Kerl wenigstens anzuhalten. Allein dieser kümmerte sich wenig darum und sagte, wir wären schon früher mehrmals ausgestiegen, und da die Gegend jetzo am interessantesten würde, hätte er gedacht, wir würden wieder zu Fuß bis zum nächsten Ort gehen.

Wir kamen am Abend in das letzte Nachtquartier vor Rom, wo es erbärmlich aussah. Dem Marqueur oder Wirth, was er war, setzten wir gewaltig zu, so daß wir, wahrscheinlich von ihm kommandirt, noch vor Schlafengehen einen Gensdarmen bekamen; es muß ihm warm geworden sein, als wir uns auch wegen der Betten beklagten.

Endlich am 21. Oktober kamen wir nach Rom. Ungefähr 3 Stunden vor der Stadt sahen wir von einer Anhöhe den St. Peter und die Engelsburg ganz deutlich. Meine Reisegefährten machten einen ungeheuren Lärm; ich aber war stumm wie ein Grab, denn es machte auf mich einen gewaltigen Eindruck, allein ich konnte mich nicht darüber aussprechen. In dem deutschen Gasthof bei Franz stiegen wir ab. Ich hatte aber kaum Ruhe mich umzukleiden, sondern lief sogleich nebenan ins Café Greco, wo ich einige deutsche Künstler traf.

Thomas aus Frankfurt war schon mehrere Tage vorher angekommen, wir freuten uns beide, einander hier zu

sehen. Leid that es mir, daß ich die Reise nicht mit ihm gemacht. Ich habe mich entschlossen, mit Thomas, welcher mir wohlgefällt, zusammen zu wohnen. Den Maler Passavant aus Frankfurt, von welchem das große Bild[1]) ist, welches Sie, lieber Vater, bei Herrn Dr. Böhmer gesehen haben, lernte ich noch denselben Abend kennen. Er kam mir recht freundlich entgegen und hat mir sehr gefallen. Krüger traf ich nicht mehr hier, er sitzt in Dresden an seiner Platte nach Rafael „Madonna mit dem Distelfink". Amsler ist noch in Perugia und wird bald hier eintreffen. Ich kann nicht eher zu Overbeck und zu dem Gesandtschaftsprediger Schmieder gehen, als bis ich meinen Koffer erhalten habe; denn wie Sie wissen, habe ich Briefe an dieselben abzugeben. Die Brüder des Metzgers Söllner in Frankfurt habe ich gesprochen; ich speise jeden Tag bei ihnen, da auch mehrere meiner Bekannten hingehen. Vorgestern hat der Bierwirth Söllner mich und Thomas zum Mittagessen eingeladen.

Viel habe ich hier schon gesehen, allein noch nicht mit der gehörigen Ruhe; bin ich einmal eingerichtet und habe meine Platte angefangen, alsdann nehme ich mir manche Stunde mit einigen Freunden, die Sehenswürdigkeiten recht tüchtig zu studiren. Diese Woche war ich in der Peterskirche, welche etwas Ungeheueres ist; doch mögen die Leute sagen, was sie wollen, so finde ich als Bauwerk nichts Schönes an ihr. Der Münster in Ulm sowie der in Meißen machten einen anderen Eindruck auf mich; doch glaube ich, daß man späterhin anders urtheilt.

Der hiesige Aufenthalt gefällt mir in künstlerischer Hinsicht sehr wohl, allein was das Leben betrifft, so ist Frankfurt vorzuziehen. Man braucht hier ungemein viel Geld, die Wohnung kostet monatlich 1 Carolin.

---

[1]) „Paulus vor Agrippa", im Lessinggymnasium dahier.

In gegenwärtiger Zeit muß man sich sehr in Acht nehmen, die Witterung ist zu abwechselnd. Die ersten Tage nach meiner Ankunft war es wie im Sommer, und bald darauf hatten wir manchen Regentag; jetzt ist es zum Entzücken schön.

Vor einigen Tagen waren wir, Thomas, Passavant, der Bruder von Brentano aus dem „Kopf" in der Sandgasse, und ich, bei Sta. Maria Maggiore. Bis dahin ist es ein schöner Spaziergang von einer Stunde; wir wollten noch die Sonne untergehen sehen, wobei sich die Apenninen schön gemacht hätten, kamen aber zu spät.

Am verflossenen Sonntag war ich in der Kirche der preußischen Gesandtschaft. Schmieder hat mir sehr gefallen, das Ganze wird auf einfache und würdige Weise gehalten.

Bald fängt das Zeichnen nach der Natur an; ich freue mich sehr darauf Ich habe Ihnen für diesmal genug zu lesen gegeben. Sollten vielleicht Andere sich dafür interessiren, wie mir es auf dieser Reise ergangen ist, so geben Sie meine Erzählung getrost hin; ich habe mir ernstlich vorgenommen, meine Reise nicht mit gesuchten Worten und vielen Kunsturtheilen, sondern mehr für Sie niederzuschreiben.

Grüßen Sie meine Geschwister und alle, welche meiner mit wahrer Freundschaft und Liebe gedenken, und leben Sie inzwischen recht wohl.

Ihr
getreuer Sohn
Nicolaus.

Thomas läßt Sie vielmals grüßen."

Italien.

Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Das ist das schöne Lied, mit welchem mein Vater so oft, begeistert den hochbegabten jugendlichen Meistern huldigend, durch die herrliche Gabe seines Gesanges und Saitenspiels ihre geselligen Kreise belebte; denn schnell hatte er, dank den warmen Empfehlungen Doktor Böhmers, der ihn seinen römischen Freunden Overbeck, Passavant [1]), Schnorr und Amsler als einen „seit früher Jugend braven Menschen" schildert, unter den Genossen Fuß gefaßt. Dies ihn ehrende Entgegenkommen so vieler ausgezeichneter Männer wußte er sich in den Jahren seines Aufenthaltes in Italien und noch weit darüber hinaus durch sein allzeit bescheidenes, liebenswürdiges Auftreten, richtiger Zurücktreten, zu bewahren. Er war eine feine Künstlernatur! Viele Stellen in Briefen geben heute noch beredtes Zeugnis, in welch' gutem Andenken er stand. Veit schrieb ihm im Jahr 1867: „Du bist das pünktlichste aller Menschenkinder, und auf Dich kann man sich verlassen; das ist in unseren unzuverlässigen Tagen keine

[1]) Johann David P., geb. 18. September 1787 in Frankfurt a. M., † 12. August 1861 ebenda.

Kleinigkeit.“ Und das Jahr darauf Schnorr: „Du beweist mir, daß Aufrichtigkeit bei dem tüchtigen Mann immer eine gute Stätte findet, und was mich betrifft, so hat meine Achtung vor Deinem Charakter und meine Freundschaft zu Dir hierdurch nur gewinnen können.“ Um dieser Zeugnisse willen bedauert Schreiber dieses, daß unter den in den „Briefen aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld, geschrieben in den Jahren 1817 bis 1827“, angeführten Künstlern nicht auch Hoff genannt ist, und nur der Gedanke, daß „andere (Briefe, in welcher seiner Erwähnung geschieht,) verloren sind, oder wenigstens bisher nicht aufgefunden werden konnten“, macht ihm das Fehlen des Namens beim Lesen dieses ausnehmend lehrreichen, anziehenden Buches weniger fühlbar.

Ein Frankfurter, der Landschaftsmaler Johannes Thomas, hatte als Stipendiat des Städelschen Kunstinstituts seine Studien in Paris bei Baron de Gros beendet und war seit kurzem auch in Rom. Mit diesem bezog mein Vater gemeinschaftlich ein Quartier.

Es entstand eine Freundschaft fürs Leben; denn auch innerlich hatten sich beide schnell gefunden. Der treffliche Thomas trug es Hoff, als er dessen argloses Herz erkannte, nicht nach, daß dieser seinen Weg nicht wie ausgemacht über Mailand genommen, um von da gemeinsam die Wanderung bis Rom fortzusetzen. Volle vierzehn Tage hatte der wackere Mann auf ihn in Mailand gewartet, was nicht allein zeitraubend, sondern auch kostspielig war. Nachdem sie sich in Frieden über den widerwärtigen Zwischenfall ausgesprochen, lebten sie in Eintracht und Liebe beisammen. Thomas, ein Mann nach dem Herzen Gottes, übte als der an Welterfahrung Ueberlegene auf Hoff durch seine ernste Gesinnung nicht geringen Einfluß und nahm ihn mit seiner Liebe gefangen, daß dieser gar nicht mehr von ihm lassen konnte. Bis ins Greisenalter blieben sich beide aufs nächste verbunden, und mein Vater bekannte bei Thomas' Heimgang am 28. Februar 1863, dieser sei hier sein wirklich einziger Freund

gewesen; was er ihm als Führer auf dem Lebenswege zu danken habe, sei unsagbar.

Wahrlich, sie waren zu der interessantesten Zeit nach Rom gekommen. Welches Leben herrschte dort! Wenn auch der Größte aus dem Kreis, Cornelius, der bereits in München für den Kronprinzen Ludwig von Bayern in der Glyptothek thätig war, fehlte, welch eine Zahl hervorragender Männer war trotzdem noch versammelt, die miteinander um die höchsten Ziele in der Kunst wetteiferten. Bei liebevoller Versenkung in die Wirksamkeit jener Meister wird es dem Vorurteilslosen nicht entgehen, daß die Tüchtigen unter ihnen vieles geschaffen haben, was die Gewähr ewiger Dauer in sich trägt: Thorwaldsen[1]), Eberhard[2]), Wagner[3]), Koch[4]), Reinhart[5]), von Rhoden[6]), Overbeck[7]), Veit[8]), Schnorr[9]) und Amsler[10]). Welche Namen! Aus dem Verkehr mit diesen entsproß für Thomas und Hoff rasch ein unschätzbarer Gewinn; das Entgegenkommen jener

[1]) Bertel T., geb. 19. November 1770 in Kopenhagen, † 24. März 1844 ebenda.

[2]) Konrad E., geb. 24. November 1768 in Hindelang im Allgäu, † in der Nacht vom 12. zum 13. März 1859 in München.

[3]) Johann Martin v. W., geb. 24. Juni 1777 in Würzburg, † 8. August 1858 in Rom.

[4]) Joseph Anton K., geb. 27. Juli 1768 in Obergiblen in Tirol, † 12. Januar 1839 in Rom.

[5]) Johann Christian R., geb. 24. Januar 1761 in Hof, † 8. Juni 1847 in Rom.

[6]) Johann Martin v. R., geb. 30. Juli 1778 in Cassel, † 8. oder 9. September 1868 in Rom.

[7]) Friedrich O., geb. 3. Juli 1789 in Lübeck, † 12. November 1869 in Rom.

[8]) Philipp V., geb. 13. Februar 1793 in Berlin, † in der Nacht vom 17. zum 18. Dezember 1877 in Mainz.

[9]) Julius S., geb. 26. März 1794 in Leipzig, † 24. Mai 1872 in Dresden.

[10]) Samuel A., geb. 17. Dezember 1791 in Schinznach, † 18. Mai 1849 in München.

Männer war so vertrauenerweckend, daß sich die Ankömmlinge ihnen gern und rückhaltslos anschlossen.

Auch im Café Greco waren sie bald heimisch; denn abgesehen davon, daß da alle Künstlerbriefe aus der Heimat lagerten [1]), war es der eigentliche Sammelpunkt der ganzen Künstlerschaft. Der Heidelberger Fohr [2]) hat diese merkwürdige, für die damalige Zeit höchst interessante Räumlichkeit mit ihrem Gedränge und regen Treiben, wenn auch nur mit den Hauptpersönlichkeiten, in zwei prächtigen Zeichnungen „die deutschen Künstler im Café Greco in Rom 1818" dargestellt. Vorn an der Tafelrunde sieht man die „Gesellschaft guter Geister", wie sie genannt wurden, in gemeinsame Unterhaltung vertieft: Platner (den sein König, da jener in der Kunst das nicht erreichte, was er gehofft, zum sächsischen Geschäftsträger erhoben), das Wort führend; ihm zuhörend der Bildhauer Konrad Eberhard, die Landschaftsmaler Joseph Koch und von Rhoden, beide ihre Pfeifen schmauchend; dann Rehbeniz, Cornelius und Overbeck; v. Schadow und Philipp Veit, der schönste von allen in seinem schwarzen Lockenkopf und pelzverbrämten Rock. Im Hintergrund erkennt man den Dichter Friedrich Rückert und den Kupferstecher Barth im Barett, wie denn die meisten deutschen Künstler damals solche Kopfbedeckung zu dem so beliebten „deutschen Rock" mit übergeschlagenem Hemdkragen trugen. Auch Thomas und Hoff schlossen sich dem Gebrauche an, letzterer sogar mit Vorliebe, denn er hielt nicht wenig auf sein Aeußeres, und sie waren darin wohl nicht die Unvorteilhaftesten.

Beiden war es vergönnt, unter den denkbar glücklichsten Verhältnissen das schöne italische Leben zu genießen. Ihre Woh-

[1]) Die an Hoff von Bruder Carl, dem späteren Maler, gerichtete kalligraphische Adresse lautete: „Al Signor Nicolo Hoff incisore in Roma nel Caffe Greco."

[2]) Karl Philipp F., geb. 26. November 1795 zu Heidelberg, † 29. Juni 1818 in Rom.

nung war wie die der meisten deutschen Künstler am Monte Pincio. Sehr bald fühlten sie sich darin heimisch. Gar lieblich war der Blick auf ein Nachbargärtchen mit hochgelegener Weinlaube, die zwischen den flachen Dächern hervorlugte. Mein Vater hat dieses idyllische Plätzchen mit größter Sorgfalt gezeichnet; es trägt die Unterschrift: „Aussicht aus meinem Fenster im Hause Bianchini Caracelli, Rom, am 20. Juni 1823". Zwei Zimmer hatten die Beiden inne. Das Mobiliar war wie in allen Künstlerwohnungen höchst einfach, das Bett so breit, daß es für beide mehr als genug Platz bot. Thomas malte an dem einen Fenster, während Hoff an dem andern seine Platte „die heilige Familie" nach Lionardo da Vinci begann. Die Behaglichkeit gewann durch einen Ofen, welchen Thomas so glücklich war auf dem Trödelmarkte zu erhandeln, erst rechten Reiz, und des Abends nach gethaner Arbeit würzte bei des Lichtes traulichem Scheine (der schönen dreiarmigen Messinglampe) der Klang der Guitarre die Geselligkeit; denn ohne diese seine bis dahin beste Freundin hat Hoff das Land Italien nicht betreten. Aus jener Zeit rührt ein von ihm für die Guitarre komponierter origineller fünfteiliger Walzer her.

Ihren Haushalt führten sie gleich von Anfang an selbst, das heißt, abwechselnd kochten sich die Freunde ein einfaches Mahl. Thomas als der Praktischere kaufte das dazu Nötige ein, so daß sie stets eine gute Kost hatten, meist aus einer kräftigen Fleischbrühe, Rindfleisch und Kartoffeln bestehend. Ihr Ruf in der Kochkunst wurde durch Genossen, die zufällig zu Gast bei ihnen waren, mehr gepriesen als ihnen lieb war; denn außer dem Grunde, nahrhafteres Essen zu haben, hatte diese Einrichtung besonders den Zweck, während der kurzen Tage Zeit für die Arbeit zu gewinnen; die Gastfreundschaft sollte also in nicht allzugroßer Ausdehnung gepflegt werden.

Manche Einzelheiten, die ich oft gehört, ergänzen meine Vorstellung ihres Hauswesens. Ihr Frühstück ließen sie sich der

Bequemlichkeit halber bringen. Wie reizend mag das für sie als Neulinge gewesen sein, wenn früh der kleine Junge klingelte, auf einem Brett das hübsche metallene Gefäß, Cucumetto genannt, mit Kaffee, Krumenzucker, Wasser und Brödchen brachte, und bald die in die Höfe der Häuser getriebenen Ziegen sich meldeten, worauf denn, wer es wünschte, frische Milch haben konnte. Nach geraumer Zeit klingelte es wieder. Der Knabe kam nun zum Abholen der Sachen, zog das Cucumetto auf die über seiner Schulter hängende Schnur, so daß schließlich die vielen Kännchen bei seinem Fortgehen wie ein Schellengeläute ertönten.

Passavant, der unter den Künstlern besonders um seiner Bildung willen eine fast bevorzugte Stellung innehatte, nahm sich der beiden angekommenen Landsleute aufs zuvorkommendste an; es war ihm eine hohe Freude, ihr unermüdlicher Führer durch das antike Rom und seine nächste Umgebung zu sein. Mitten in dem Gewühl von Häusern, Palästen und Ruinen stößt man auf den Tiber, dessen Lauf sich von da aus zurück, weithin in großen Bogen durch das Thal der Campagna, bis an den Fuß der bewegten Kette des Albaner- und Sabinergebirges, an dem einsamen Soracte und dem Volskergebirge vorbei, verfolgen läßt. Die Eindrücke des Gesehenen und Erlebten beim Herumstreifen blieben für die Freunde unvergeßlich.

Wenn wir Kinder an traulichen Winterabenden Vaters Erzählungen aus jener Zeit lauschten — vor sich hatte er sein Porträt- und Landschaftsbuch als Illustration zu den, wenn auch schon oft, doch immer wieder gern vernommenen Worten — und er dann jedem Blättchen auf so anziehende Weise Erläuterungen zu geben wußte, ist's da nicht natürlich, daß sich uns vieles, wovon andere Kinder nie etwas zu hören bekommen, einprägte und uns lieb wurde? Auch besaß mein Vater einen Stadtplan von Rom und eine von Architekt Peipers, einem Zeitgenossen, nach der Natur gezeichnete, drei große Blätter umfassende Lithographie: „Rom, gesehen von der öffentlichen Promenade des Monte Pincio".

Zeigte er uns diese Reliquien, dann wurde er besonders angeregt, und wir hatten bei seiner lebhaften Erzählung die Vorstellung, als ob er mit uns die Tiberstadt durchwandere. Mit welchem Interesse folgten wir seinem Finger, der von Punkt zu Punkt fuhr und dann plötzlich an dem für uns Wichtigen erklärend innehielt. Vor allem war es das alte Rom, von dem er viel und gern sprach.

„Freilich müßtest Du", wie Overbeck den 20. Juni 1860, am fünfzigsten Jahrestage seiner Ankunft in Rom, an seine Schwester in Lübeck schreibt, „von Rom und seinen nächsten Umgebungen eine klarere Vorstellung haben, als ich es bei Dir voraussetzen kann, um es ganz nachempfinden zu können, was es heißt, einen schönen römischen Tag auf dem Monte Mario sich zu befinden, von wo aus man ganz Rom samt seiner majestätischen Umgebung, wie sie kaum eine zweite Stadt auf Erden haben mag, übersieht und den Tiber in seinen Windungen verfolgen kann und die ganze herrliche Gebirgskette, die den Horizont begrenzt; was es für einen Künstler heißt, in einer Villa Madama daselbst, die von Rafaels Schüler Giulio Romano auf das reizendste ausgemalt ist, mit einigen näheren Freunden sein Mittagsmahl einzunehmen."

Es sind zwar nur Namen, welche ich aufzähle; aber sie bergen eine Fülle lieber Erinnerungen: Von der Porta del Popolo aus, durch welche damals die meisten deutschen Künstler in „die ewige Stadt" einzogen, begann er seinen Weg, den Corso entlang nach der Trajanssäule. Aufgesucht wurden der Capitolsplatz mit der Reiterstatue Marc Aurels und den beiden Rossebändigern; die spanische Treppe, der Titus- und der Constantinsbogen; die Ruinen der Kaiserpaläste, das Forum romanum, das Pantheon, wo Rafael ruht, das Colosseum u. a. m. Und wenn er weiter, über die Ponte St. Angelo zur Engelsburg, dem St. Peter und dem Vatikan kommend, des künstlerischen Schmuckes

daselbst gedachte: der Sixtinischen Kapelle mit Michelangelos „jüngstem Gericht“, den Propheten und Sibyllen; Rafaels Stanzen, Loggien und Tapeten; der Antikensammlung, worunter die die Laokoongruppe; der Galerieen und endlich der Farnesina, wovon er eine Reihe prächtiger Stiche besaß — welche Begeisterung bemächtigte sich da des lieben Mannes!

Auch auf das Judenviertel, das schmutzige Ghetto, das am Abend nach Ave Maria geschlossen ward, kam er zu sprechen und gedachte mit Bedauern der armen Menschen, die sich da eingesperrt am Thorgitter zusammengedrängt aufhielten. Zuweilen kam auch die Rede auf Trastevere, den Stadttheil auf der rechten Tiberseite, dessen Bewohner sich rühmen, die eigentlichen Abkömmlinge der Römer zu sein, „die meist aber Raub- und Mordgesindel sind“.

Als die Freunde (Thomas und Hoff) nach Rom kamen, war Niebuhr [1]) preußischer Gesandter und Bunsen [2]) sein Legationssekretär. Diese Männer hatten durch ihr Ansehen, ihre Charaktertüchtigkeit es verstanden, die kirchlichen Angelegenheiten, welche die Protestanten bei längerem Verweilen in Rom betrafen, auf friedlichem Wege zu ebnen, so daß der damalige Papst Pius VII. ihnen Freiheiten gewährte wie keiner seiner Vorgänger. Ungehindert konnten sie ihren Gottesdienst üben, einen Geistlichen berufen, Bibeln zu ihrem Gebrauche einführen und um ihren Gottesacker, der vorher allen Unbilden preisgegeben war, eine Mauer errichten. Viele Künstler hatten in Niebuhrs Haus Zutritt und waren nicht allein zu den glänzenden Gesellschaften, welche er als Gesandter geben mußte, geladen, sondern auch in dem engeren Familienkreis gern gesehen. Als Bunsen 1823 nach Niebuhrs Weggang von Rom dessen Stelle erhielt, wurde der

---

[1]) Barthold Georg N., geb. 27. August 1776 zu Kopenhagen, † 2. Januar 1831 zu Bonn.

[2]) Christian Karl Josias B., geb. 25. August 1791 zu Corbach in Waldeck, † 28. November 1860 in Bonn.

Verkehr fast noch reger und fördernder. Auch durch die beiden aufeinanderfolgenden Gesandtschaftsprediger, welche während der Zeit amtierten, Schmieder und Richard Rothe [1]), den nachmaligen Professor der Theologie und Großh. Bad. Geh. Kirchenrat zu Heidelberg, war die römische evangelische Gemeinde glücklich bestellt.

Es war immer ein Hauptstück für unseren Vater, wenn er auf die Gottesdienste in der Gesandtschaftskapelle im Palazzo Caffarelli am Capitol zu sprechen kam. Alles war aufs einfachste hergestellt; trotzdem nennt es Rothe „das sehr schöne Kirchlein [2])". König Friedrich Wilhelm III. hatte eine Orgel gestiftet; der „musikalische Schnorr" war nicht selten Organist und Kantor, und ein von ihm geschulter Chor trefflicher Sänger, worunter Hoff, von Hempel und Kopmann, leitete die Gesänge. Rothes außerordentliche Gabe der Beredsamkeit und Tüchtigkeit des Geistes machten ihn rasch zu dem, worauf man in der Oase der großen katholischen Welt gehofft, zu ihrem treuen Hirten. Wenn man die Briefe der Künstler liest, die damals nach Rothes eigenen Worten das „Gros" der Gemeinde bildeten, so ist's eitel Lob und Freude über die Eindrücke, welche sie aus dem Munde ihres Predigers gewannen. „Darunter war auch der Eine oder der Andere Katholik, der übrigens seinem Bekenntnis treu blieb, was denn ein Zeugnis ist, daß die evangelische Kirche nicht sich, sondern dem Herrn Proselyten zu machen trachtet". Rothe selbst „fühlte sich unter seiner kleinen römischen Gemeinde wohl, freudig und glücklich." Kaum ist ein innigeres Verhältnis eines Geistlichen zu seiner Gemeinde zu denken; mit vielen blieb Rothe in lebenslänglicher Freundschaft verbunden. Außer den Gottes-

---

1) Geb. zu Posen 30. Januar 1799, † zu Heidelberg 20. August 1867.

2) Das historische Kirchlein wird in nicht ferner Zeit verlassen dastehen, da schon ein Platz für eine neuzuerbauende „deutsch-evangelische Kirche" erworben ist.

diensten hielt Rothe noch in seinem Hause einem Kreise Auserwählter Vorlesungen über Kirchengeschichte; darauf wurde jedesmal ein einfaches Abendbrot bei ihm eingenommen, wobei die junge Frau Pastorin die liebenswürdige Wirtin war. Vor Mitternacht ging man selten auseinander, so wohl fühlten sich die Freunde in dem Pfarrhause.

Einige Auszüge aus solchen Briefen, die lebendig in den ernsten Kreis Rothes einführen, sollen hier folgen:

> Johann Nicolaus Hoff schreibt seinerseits 1824 aus Rom an seinen Vater: „Der Prediger unserer Kirche ist schon vor drei Monaten von hier nach Deutschland zurückgekehrt; allein wir haben einen anderen bekommen, mit Namen Rothe, einen Mann von höchstens 25 Jahren und verheirathet. Ich sage Ihnen, ein herrlicher Mann, von ihm sollten Sie eine Predigt hören, das wäre wirklich ein wahrer Genuß, so wie es für uns alle ist. So was läßt sich nicht sagen, allein die Geistesfähigkeiten, womit dieser Mann begabt ist, sind zum Erstaunen. Er äußerte vor einiger Zeit, wie sehr leid es ihm thäte, mit der Gemeinde nicht besser bekannt zu werden, wie es auch nicht anders sein könne, wenn er nur jeden Sonntag predige, er wünsche mehr zu thun und noch mehr zu wirken, auch mit jedem Einzelnen recht bekannt zu werden. Daher schlug er vor, die Kirchengeschichte vorzutragen, was uns allen sehr lieb ist, indem es ein neues Studium ist. Die Stunde findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags abends, in dem Hause des Predigers statt; es wird so nach und nach eine Erbauungsstunde werden. Ich meinestheils werde suchen, mit ihm recht genau bekannt zu werden; es wird für mich von wesentlichem Nutzen sein."

Im folgenden Jahre schreibt Hoff gleichfalls eingehend über Rothes Abendandachten und Predigten, erklärt dieselben für das Einzige, weshalb er ungern von Rom weggehen werde, und hebt hervor, wie sich ihm seitdem das Leben weit ernster gestaltet.



Das Großväterlich Hoff'sche Haus in der Schlesingergasse.

Thomas schreibt nach seiner Rückkehr nach Frankfurt (1825) seinem noch in Florenz befindlichen Freunde Hoff:

„In Stuttgart angekommen, besuchte ich Dietrich[1]), und da er im Gasthause wohnt, zog auch ich dahin. Oeftere Unterhaltung boten die Erinnerungen aus Italien, unsere römische Gemeinde und unser lieber Rothe, und der Vergleich mit der gegenwärtigen Umgebung. Dietrich sehnt sich sehr nach Italien zurück, nicht zum wenigsten in religiöser Hinsicht, und noch mehr nach unserer evangelischen Gemeinde in Rom. Unsere liebe kleine römische evangelische Gemeinde, welcher der Herr Fortgang und Gedeihen gebe, verdirbt den Geschmack an lauer Kirchengemeinschaft, wie ich sie hier und da vermuthe. Möge baldige Erfahrung diese meine jetzige Empfindung Lügen strafen."

Und ein späterer Brief desselben fügt noch hinzu: „Ihr werdet nun in Rom wieder die schönen Abendandachten und Unterhaltungen begonnen haben, wonach ich mich so herzlich sehne; hier habe ich nichts dergleichen!"

Freilich hatten die protestantischen Künstler von seiten der katholischen, besonders von den in Rom übergetretenen, manchen Angriff zu bestehen; ja diese gingen so weit, daß sie erklärten, jenen fehle „zur wahren Kunst die eigentliche Weihe". Deshalb war es eine glückliche Fügung, daß die Protestanten in Schnorr, der im Verein mit Overbeck und Veit die Villa Massimi al fresco malte, gleichsam ihren Vertreter hatten, um das Gegenteil zu beweisen. Die Kämpfe, Schnorr zum katholischen Glauben zu veranlassen, waren oft so energischer Art, daß Overbeck sogar „eine förmliche Disputation" zwischen dem deutschen Jesuiten Kohlmann, Professor der Theologie, und Rothe, der für seinen Glaubensgenossen eintrat, herbeiführte. Es galt wirklich, zur

---

[1]) Johann Friedrich D., Maler, geb. 21. September 1787 in Biberach, † am 17. Januar 1846 in Stuttgart.

Zeit der Anfechtung Helden wie Bunsen, Rothe, Schnorr, Maydell und Thomas an der Seite zu haben, um so mehr, als die großen Schönheiten des katholischen Cultus sich nicht leugnen lassen. Veit, dem es heiliger Ernst war, für seine Kirche zu wirken, erklärte offen, „er bedauere, daß seine liebsten Freunde, die er grade unter den Protestanten habe, alle in das Fegefeuer müßten". „Und welch ein Mann war das!" sagt einer seiner Zeitgenossen von ihm, „ein Christ, ein Deutscher, ein Künstler, und zwar in der ganzen Fülle des Wortes".

Mein Vater mit seinem leicht zugänglichen Gemüte war auch nicht ohne Gefahr, von seinem Bekenntnisse abwendig gemacht zu werden; doch bestand er mit Hilfe seines Thomas die mehrmalige Versuchung. Cornelius, dem das frömmelnde, überspannte Wesen vieler Konvertiten unleidlich geworden, soll sich einmal darüber in seinem Unmut geäußert haben: „Wenn Ihr nicht endlich aufhört überzutreten, so werde ich noch Protestant!"

Kam mein Vater auf die Kirchen Roms, besonders auf den Riesenbau des St. Peter mit seiner mächtigen Kuppel, zu sprechen — denn auch er hatte sich von der oft gehörten Ansicht, derselbe sei nicht so großartig, wie man ihn rühme, freigemacht —, dann war des Preisens bis in alle Einzelheiten gar kein Ende. Wie gedachte er feierlich gestimmt des Pompes zur Zeit der christlichen Hauptfeste, wobei der „heilige Vater" mit den höchsten Würdenträgern, den Kardinälen, amtierte; der Pracht der Gewänder; des Luxus der unzähligen Kerzen; der ergreifenden, Mark und Bein erschütternden Musik; der betenden Menge, die dichtgedrängt das Gotteshaus füllte, ja bis hinaus auf den weiten Petersplatz stand und dann plötzlich bei der Konsekration auf die Kniee stürzte. Welch ein Kontrast! Hier der gewaltig imponierende Bau, dort das kleine, anspruchslose Kapellchen!

Dann erzählte mein Vater sehr gern von der Audienz, die er einst mit anderen Kunstgenossen bei Papst Pius VII., diesem mit Andersgläubigen voll Liebe und Milde verkehrenden

Manne, hatte. Alle Konfessionen waren bei dieser Audienz vertreten; sogar ein Jude, Moritz Oppenheim[1]), fehlte nicht. Die Pracht der Gemächer sei durch die Schweizer Nobelgarde in der kleidsamen spanischen Tracht noch erhöht worden. Der ehrwürdige Greis, das Haupt mit einem violetten Käppchen bedeckt, die vom Alter gebeugte Gestalt in ein langes weißes, weiches Gewand gehüllt, auf der Brust an schwerer, goldener Kette ein Kruzifix, habe sie mit packender Herzensgüte empfangen, ihnen die Hand gereicht, jeden nach seinem Glauben befragt, sich teilnehmend nach ihrem Leben erkundigt und schließlich gesagt: „Quantunque differenti siono le nostre vie, noi aspiriamo tutti alla stessa, alta mèta: la celeste Gerusalemme!“ („So verschieden auch unsere Wege sind, streben wir doch alle nach dem einen hohen Ziele, dem himmlischen Jerusalem!“) Es sei ihnen allen ungemein wohl bei dem sanften, leutseligen Manne gewesen, und der Eindruck seines Entgegenkommens sei für viele von nachhaltiger Wirkung geblieben. Die Hände feierlich erhoben, habe er sie segnend entlassen.

Der alte Herr hatte auch Humor. Einst bat ihn ein Künstler, der sein Bildnis gezeichnet, er möge ihm eine Schriftstelle und seinen Namenszug darunter setzen. Seine ohnehin nicht gerade schönen Züge hatte der Zeichner leider noch ungünstiger gestaltet, so daß Pius VII. fast erschrak und nicht auf seinen Wunsch einzugehen beabsichtigte; doch als er das unglückliche Gesicht des Petenten sah, sagte er: „facciamolo“, („Nun, es sei darum“,) und schrieb aus Matthäi 14 V. 27, wie Jesus in der Nacht auf dem Meere ging und zu seinen Jüngern sprach: „non abbiate paura — sono io“. („Fürchtet Euch nicht — ich bin's.“) „Papa Pio VII.“

Die Werkstätten, zunächst die der älteren Meister, wurden in Begleitung Passavants besucht; überall fanden sie durch ihn

---

[1]) Moritz O., Maler, geb. 1801 in Hanau, † 24. Februar 1882 in Frankfurt a. M.

freundliche Aufnahme, so daß sie nun nach Verlangen aus- und eingehen konnten. Für Thomas waren am wichtigsten die Landschafter Reinhart, Koch, von Rhoden und Reinhold [1]); für Hoff die Kupferstecher Ruscheweyh [2]), und mehr noch Samuel Amsler, ein biederer, schlichter Schweizer aus Schinznach im Kanton Aargau, wegen seines Charakters und seiner Selbstlosigkeit hoch geachtet. Sein scharfes Auge, seine sichere Hand hatten ihn bei ernstem Studium zur Ausführung des Gediegensten in seiner Kunst befähigt und bald zu einem Meister ersten Ranges erhoben. Sein Stich, Thorwaldsens „Schäfer", hatte durch Umriß und vollendete Modellierung den Bildner und sämtliche Künstler in Staunen gesetzt und seinen Ruf begründet. Außer dieser Platte sind noch als Meisterwerke seiner Hand zu nennen: Thorwaldsens seelenvolles Bildnis in seinem pelzverbrämten Hausrock, wie ihn Begas 1823 gemalt; dann das des französischen Generalkonsuls Drovetti, eine wundervolle Arbeit; und endlich das nach Barths Zeichnung in einfachster Weise ausgeführte Bildnis des Landschaftsmalers Karl Philipp Fohr [3]) aus Heidelberg, ein Bildchen voll Wahrheit und Ausdruck, „wohl eines der besten seiner Nadel". Auch aus Thorwaldsens Alexanderzug sind einige Blätter, besonders das siebente, „die Zuführung der Jugend", ganz vortrefflich.

Das war der Mann, mit welchem Hoff in innigsten Verkehr trat. Er war ihm von größtem Nutzen; denn mit Rat und That ging er dem jüngeren Kollegen zur Hand. Sein Bildnis zeichnete Hoff für sich zum Andenken auf des Freundes Atelier in Rom 1823.

Besuche, welche ihnen in künstlerischer Beziehung förderlich waren, bekamen sie, nachdem sie die Ateliers der Genossen auf-

---

[1]) Heinrich R., geb. in Gera, † 15. Januar 1825 im 34. Lebensjahr in Albano.

[2]) Ferdinand R., geb. 1785 in Neustrelitz, † 1845 ebenda.

[3]) Fohr war im Angesicht seiner Freunde Amsler, Barth und Rambour beim Baden im Tiber am 29. Juni 1818 ertrunken.

gesucht, nun auch; wohl trieb manchen zuerst mehr Neugierde als Interesse hin. Gern sprach mein Vater von dem alten Tiroler Koch, wie er seine Pfeife schmauchend es sich bei ihnen gemütlich gemacht, über Thomas' Bilder unumwunden seine Ansicht ausgesprochen und oft gewußt habe, dieselben an passender Stelle durch gutgewählte Figuren zu beleben. Bei einer Landschaft aus der Campagna mit dem Tiber bei dem Ponte Salaro bestimmte er ihn, ein von zusammengekoppelten Büffeln gezogenes Schiff anzubringen. Noch soll ein zu jener Zeit von Thomas gemaltes großes Bild, der Nemi-See mit schöner Figurengruppe, erwähnt sein. Die zu Hoff kommenden Genossen waren besonders die schon genannten Kupferstecher Samuel Amsler, Ferdinand Ruscheweyh, ein vortrefflicher Mensch, Gottlieb Rist, der einstige Studiengenosse in Stuttgart, und Ernst Stölzel, Hoffs Reisegefährte auf der Römerfahrt. Ruscheweyh ist bekannt durch die Nachbildungen von Cornelius' Faust; Rist stach damals den „anklopfenden Christus" nach Veit, und Stölzel begann „die Krönung der Maria" nach Rafael im Vatikan.

Es soll noch eine Anzahl Künstler erwähnt werden, mit welchen Hoff verkehrte, deren Namen hier zwar weiter nicht vorkommen, die wir Kinder aber oft nennen hörten. Es sind dies die Historienmaler: Gegenbauer, Heinrich Heß, Kupelwieser, Mila, Näcke, Ferdinand Olivier, Remy, Schinz und Schumacher; die Landschafter: Catel, Ernst Fries aus Heidelberg, Götzlof, Horny, Lukas aus Darmstadt, Otto Wagner; die Bildhauer: Freund, Kessels, von Launitz [1]), Lotsch, Schaller, Tenerani, Zwerger [2]); und endlich die Architekten: Schinkel, Stier und Thürmer.

---

[1]) Eduard Schmidt von der Launitz, der Meister des Guiollett- und des Guttenbergdenkmals, geb. 23. November 1797 in Grobin in Kurland, † 12. Dezember 1869 in Frankfurt am Main.

[2]) Joh. Nepomuk Z., nachmals Professor am Städelschen Kunstinstitut, geb. 1796 in Donaueschingen, † 26. Juni 1868 in Kannstadt.

Die Werke der deutschen Meister in der Casa Bartholdy und der Villa Massimi, wohin es die Künstler immer wieder zog, blieben lange Zeit der Hauptruhm deutscher Kunst! In ersterer war die Geschichte Josephs [1]) von Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow, in der anderen Darstellungen aus den Werken der großen Dichter Italiens: Dante, Tasso und Ariost, von Veit, Overbeck [2]) und Schnorr al fresco gemalt. Hauptsächlich den Arbeiten Schnorrs wurde nicht allein wegen ihrer Großartigkeit und der Lieblichkeit der weiblichen Gestalten, sondern wegen der Einheit der Malerei selbst, ungeteilte Bewunderung gezollt. Der damalige Kronprinz Ludwig I. von Bayern erwies ihm große Ehrenbezeugungen; „er betrachtete es als wahren Gewinn, ihn, den ausgezeichneten Künstler und rechtschaffenen Mann, nach Vollendung seiner Ariostfresken gleich Cornelius in seinen Diensten in München zu sehen".

Overbecks damaliges freudiges Urteil über Schnorr an einen Freund in Wien lautet: „Rom, am Gründonnerstag 1818:

> — — Ein anderes Mitglied der St. Lucas-Bruderschaft ist Julius Schnorr von Carolsfeld. — — — Unsere wöchentliche Zusammenkunft am Tage der Reinigung Mariä (2. Februar) war die erste, welcher auch unser nunmehr hier anwesender trefflicher Schnorr beigewohnt. Was nun aber diesen seit Kurzem mit uns aufs innigste verbundenen Bruder anlangt, von dem Du wahrscheinlich noch nichts gesehen haben wirst, so darf ich es wohl, ohne Furcht der Uebertreibung, aussprechen, daß er nicht nur eine Hauptzierde unseres Kreises ist, sondern einer von jenen Hochbegabten, die in allen Zeiten den ersten zur Seite stehen werden — ein Urtheil, welches alle andern Brüder gleicher Weise über ihn fällen, und von dessen Wahrheit Dich das,

---

[1]) Jetzt im Nationalmuseum in Berlin.

[2]) Dante wurde von Joseph Anton Koch, Tasso von Joseph Führig vollendet.

was er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Italien schon geschaffen, nemlich in kaum zwei Monaten, hinreichend überzeugen würde. Was nun seine Richtung im Allgemeinen betrifft, so ist sie ebenfalls die schönste und echteste. Ganz erfüllt von den Bildern der heiligen Geschichte, umfaßt seine Liebe gleichwohl die ganze lebendige und leblose Natur mit gleicher Innigkeit, ganz wie es bei den herrlichen Alten, besonders den Deutschen, der Fall war, weshalb man denn auch alles in seinen Arbeiten mit gleicher Freude betrachtet, indem alles mit gleicher Liebe, mit gleicher Lebendigkeit, mit gleicher Würde des Styls durchgeführt ist. — —".

Ernst Förster schildert Schnorr als „frisch, froh, lebenskräftig, sittenrein, hell im Kopf, warm im Herzen," so hätten ihn alle seine Freunde gefunden.

Viele der vorzüglichsten Oelbilder von Overbeck, Veit und Schnorr hat mein Vater entstehen sehen; nur einige, von welchen er immer wieder sprach, sollen genannt sein: Overbecks „Einzug Christi in Jerusalem", in der Marienkirche seiner Vaterstadt Lübeck. Fünfzehn Jahre waren seit dem Beginn dieses Bildes vergangen. Dem Meister war es so lieb geworden, daß er sich kaum entschließen konnte es herzugeben. Es war eine schwere Trennung für ihn und sein ganzes Haus, ja für die Nachbarschaft. Ein Zeitgenosse sagt: „Wohl könnte man Aehnliches, wie Michel Angelo von Fiesole gesagt haben soll, auch von Overbeck sagen, er müsse im Paradiese gewesen sein oder mit Engeln umgehen, um so himmlisch zu malen". Dann Veits Altargemälde „die Gottesmutter, in der damals wieder geweihten Kirche Sta. Trinita dei Monti", und das jetzt im Städelschen Kunstinstitut befindliche Porträt eines jungen römischen Priesters „Martinus de Noirlieu, Sacerdos." Man sagt, es sei Veits Beichtvater gewesen. Ein wundervolles Bildnis, durchgeführt wie von einem altdeutschen Meister. Endlich Schnorrs „Hochzeit zu Kana" [1]) und „Lasset

[1]) Die wundervolle Zeichnung ebenfalls im Städelschen Kunstinstitut.

die Kindlein zu mir kommen", figurenreiche Bilder; ersteres in Edinburgh, das andere im Dom zu Naumburg.

Uns Kindern waren von früh auf viele dieser Arbeiten bekannt: Im Städelschen Kunstinstitut der herrliche Carton „der Verkauf Josephs" von Overbeck; der von Veit „die sieben fetten Jahre"; aus der Villa Massimi eine Anzahl der Schnorrschen Cartons zu den Ariost-Fresken, vor allen „der Kampf zwischen drei christlichen und drei heidnischen Rittern, in welchem Agramante erschlagen wird"; dann die Kupferstiche: „Die Traumdeutung Josephs vor Pharao" nach Cornelius von Amsler und „die sieben mageren Jahre" nach Overbeck von Barth; auch die großartigen Bilder Kochs: „Das Opfer Noahs", „der Prophet Bileam" und „Hylas, von den Nymphen geraubt", sowie Fohrs „Cascatellen von Tivoli". Durch diese Bilder waren immer Anknüpfungspunkte an die in Rom verlebte Zeit zur Unterhaltung und Belehrung in reichem Maße für uns da, und gern horchten wir darauf.

Nicht selten gedachte mein Vater der mancherlei erlebten Festlichkeiten: so des wiederholten Aufenthaltes des Kronprinzen Ludwig I. von Bayern in Rom und der ihm zu Ehren veranstalteten Künstlerfeste. Dabei habe der Prinz sich von einer Liebenswürdigkeit und Herablassung gezeigt, daß er aller Herzen gewann. Da war ferner der Carneval mit seinen Ergötzlichkeiten, die durch den Moccoliabend ihren Abschluß fanden. Wie lebhaft erinnerte sich mein Vater der Beleuchtung der Peterskuppel und des eine Stunde nach Sonnenuntergang von dort ertönenden Ave Maria, worauf wieder ein anderes Leben, die Fastenzeit, begann, „deren Werth in der Sammlung eines mit göttlichem Frieden erfüllten Herzens lag".

Viel von sich reden machte der Banquier Bracciano Torlonia durch seine glänzenden Gesellschaften und Bälle, zu welchen alle Künstler, die auf dies Haus Wechsel hatten — und es gab deren viele —, Zutritt fanden. Uebrigens sagte man, daß dieser

reiche Herr bei dem enormen Profit an den Wechsel-Geschäften keinen Schaden durch seine Gastfreiheit erlitten habe. Die Künstler konnten da in ihrer deutschen Tracht erscheinen und waren gern gesehene Gäste. Noch klingt mir eine von meinem Vater oft gespielte Weise im Ohr, die er bei solchen Anlässen im Hause des Banquiers gehört.

Die Oktoberfreuden am Monte Testaccio gehörten auch mit zu den schönsten Erinnerungen. Die malerischen Volksgruppen, die sich da dem Künstlerauge zeigten, hat uns Lindau in einem seiner anziehendsten Bilder, „Oktoberfest der Römer", im Museum zu Leipzig, in höchst anschaulicher Weise erhalten: Das lebendige Treiben auf dem weiten Platze vor dem malerischen Wirtshaus; die ankommenden Wagen überfüllt mit schön geputzten Frauen und Mädchen, denen galante Männer beim Aussteigen hülfreiche Hand bieten. Mandoline und Tamburin erklingen zum Saltarello, den in höchster Grazie ein reizendes Paar tanzt. Und wie wird überall von dem vortrefflichen Wein gezecht, wodurch die Fröhlichkeit sich noch steigert. Vorn, auf einem Säulenstumpf, rasten Nimrods, interessante Gestalten; es sind die Maler Reinhart, von Rhoden und Veit, die sich das Gewoge mit Wohlgefallen ansehen.

Weihnachten! Welch eine Bewegung brachte dies Fest, „wenn wie ein Meer die Glockentöne über das dunkele, schlafende, mächtige Rom" in der Mitternachtsstunde dahin fluteten!

Die schon zur Adventszeit aus den Gebirgen kommenden Hirten und Pifferari erfreuen durch ihre oft schönen Weisen, die sie gewöhnlich zu dreien, zwei Pfeifer und ein Dudelsackbläser, der letztere meist ein Alter, ertönen lassen. Schon die schönen Gestalten in den malerischen Trachten ziehen den Fremden an: In Sandalen, die Beine mit Tüchern umwunden, mit farbigen Mänteln und den bekannten spitzen Hüten ziehen sie in den Straßen umher, vor jedem Madonnenbilde eine alte, feierliche Melodie anstimmend. Es hatte etwas rührend Schönes, wenn man früh durch diese Töne aus dem Schlafe geweckt wurde, ans

Fenster trat und sie vor einem mit brennender Lampe versehenen Heiligenbilde knieend ihre Andacht verrichten sah. Oft waren es auch selbsterfundene Weisen, die sie dann durch die noch menschenleeren Gassen weiterziehend fortsetzten, und von denen man immer noch einzelne leiser werdende Töne durch die Stille vernahm. Einige von diesen Melodieen spielte mein Vater immer gern auf der Guitarre.

Ludwig Richter
kommt nach Rom.

Fast ein Jahr hatten Hoff und Thomas in Italien geweilt, da erweiterte sich der Freundeskreis durch die Ankunft eines Genossen, welcher nicht allein in künstlerischer, vielmehr auch in geistiger Beziehung neue Anregung brachte, ja auf das ganze spätere Leben vieler veredelnd wirkte. Es war dies kein Geringerer als Ludwig Richter aus Dresden. Wie er selbst erzählt, hat er „unter Glockengeläute und dem Donner der Kanonen von der Engelsburg in höchst solenner Weise und noch dazu an seinem Geburtstage, dem 28. September 1823, seinen Einzug in Rom gehalten. Das Conclave hatte gerade die Wahl Leos XII. zum Papste verkündet." Solch feierlichen Einzug hatte sich der schüchterne, damals zwanzigjährige Jüngling freilich nicht träumen lassen! Man fühlt es ihm in den wenigen Worten ab, welch ein Empfinden es für ihn gewesen sein muß, als der Vetturin rief: „Ecco Roma! ecco San Pietro!"

Trotz seiner Bescheidenheit erregte sein Erscheinen, wohin er kam, Aufsehen: der scharfe, feine, kluge Kopf zog viele der Besten an. Durch seinen Landsmann Oehme wurde Richter mit von Maydell, Thomas und Hoff bekannt; doch rührt der innige Bund von jener für sie alle so bedeutsamen Sylvesternacht 1824 her, welche die Freunde bei von Maydell in ernsten Gesprächen verbrachten. Richter hat diesen Freunden, „den drei lieben Menschen", wie er sie in seinen „Lebenserinnerungen" nennt, ein ihn und sie für alle Zeiten ehrendes Denkmal gesetzt.

Der Vorurteilsfreie wird in der wundervoll aquarellierten Zeichnung, die der junge Richter kurz vorher auf seiner Wanderung durch Tirol gefertigt hatte (im Besitz des Nationalmuseums in Berlin), schon ein Talent erkennen, das dem ideal angelegten frühverstorbenen Heidelberger Maler Fohr verwandt ist. Richter hatte damals noch nichts von diesem gesehen, verehrte den Künstler aber nachmals hoch. Im Vergleich zu der Richterschen Arbeit ist übrigens Fohrs figurenreiches Aquarell „Bei Innsbruck" (im Städelschen Kunstinstitut) in keiner Weise hervorragend. Was Richter von dieser sagt, gilt ebensowohl für seine eigene: „groß und schön, zu einem völligen Bilde gestaltet und abgerundet". Es liegt in ihr eine vorzügliche Auffassung der herrlichen Alpennatur, verbunden mit großer Schönheit und seltenem Reichtum an belebenden Figuren, deren Reiz durch die Angabe der Farbe unendlich gewinnt. Das liebliche Mädchen im Strohhut, weißen Kleid und roten Jäckchen, welches, das Körbchen am Arm, dem tiefliegenden See im Thale zuschreitet, ist von nicht zu beschreibendem Zauber.

Durch diese Arbeit führte er sich gleichsam bei den Genossen ein, und sie zeigte wahrlich sein Können, die Art und Weise, wie er seine Kunst übte. Niemals verließ er diese Richtung.

Richter fand bei dem ganzen Künstlerkreis, selbst bei den älteren, „dem Generalstab", wie er die bereits eingebürgerten Künstler einmal bezeichnet, gerechte Anerkennung; doch den förderndsten Einfluß übten auf ihn nach seinen eignen Worten Koch und Schnorr. „Der alte liebe Meister Koch" verkehrte gern und viel mit ihm; ja er holte ihn oft zu Abendspaziergängen ab; er war der erste, der lebendigen Anteil an ihm nahm, seine große Freude über Richters Arbeiten bei den Genossen aussprach, und diese aufforderte, sie „anzuschaue". Ebenso hielt sein großer Landsmann Schnorr nicht wenig auf ihn. Er schreibt unterm 31. Juli 1824 aus Rom an Rehbeniz in Florenz über Richters erstes Bild: „Ein junger Landschaftsmaler aus Dresden Namens

Richter hat eine schöne Landschaft „der Watzmann“ gemalt, einen ähnlichen Gegenstand wie Kochs „Schmadribach“. Dies Bildnis ist ausgezeichnet, besonders wenn man die Jugend des Künstlers und den Umstand erwägt, daß dies Bild das erste größere ist, welches er malte. Koch und Rhoden haben die Arbeit über die Maßen erhoben.“ Auch von Richters zweitem Oelbilde, „Rocca di Mezzo“ aus dem Sabinergebirge (im Museum zu Leipzig), war Schnorr so erfüllt, daß er ihm rasch einen Käufer verschaffte. Und zu seinem „Thal von Amalfi“ fühlte er sich sogar aus Interesse für seinen jungen Landsmann gedrungen, ihm die schön erfundene Figurengruppe in der Größe, wie sie auf dem Bilde werden sollte, nach seinem Sinn zu zeichnen, und that dies zur freudigen Ueberraschung Richters in einer wundervoll getuschten Federzeichnung. Richter hielt diese bis an sein Lebensende als Reliquie unendlich wert; „nicht sattsehen konnte er sich daran, so voll Geist und Seele war jeder Zug“.

Ueber Richter als Mensch berichtet Schnorr unterm 7. Mai 1826 aus Rom an Herrn von Quandt in Dresden:

„Richter hat vor kurzem Rom verlassen und wird nächsten Sommer in Dresden eintreffen. Sie werden in ihm den liebenswürdigsten Menschen, einen Menschen, in dessen Nähe es einem durchaus wohl werden muß, kennen lernen. Einen Menschen, der sich in so hohem Grade selbst empfiehlt, braucht man Ihnen, glaub' ich, nicht wieder zu empfehlen. Doch sage ich Ihnen, daß er unter meine sehr lieben Freunde gehört.“ Das ist das Urteil eines Mannes, der in der Wahl seiner Freunde sehr vorsichtig war.

Wiederholt erwähnte mein Vater, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit Richter fast immer der anderen Arbeiten, welche sie sich auf Spaziergängen stellten, übertraf, und mit welcher Ausdauer er bis zum letzten Strich aushielt. Ich besitze von solch gemeinschaftlichem Gang in die Umgegend Roms eine Studie, einen grasenden Esel, bez. „L. Richter, Rom 1825“. Dieser

Esel entzückte ihn so, daß, als die Genossen schon längst damit fertig und weitergegangen waren, um sich in der am Ziele ihres Marsches gelegenen Osteria zu stärken, er sich nicht stören ließ und ruhig weiter arbeitete; ja als die anderen, welchen der Freund doch zu lange ausblieb, besorgten, es könne ihm etwas zugestoßen sein, und endlich nach ihm sahen, fanden sie ihn immer noch seinem dahinschreitenden Langohr Schritt für Schritt folgend und zeichnend. Mit welcher Genauigkeit und Schärfe ist aber auch dieses Blättchen durchgeführt; was die Aelteren nur flüchtig zu skizzieren nöthig fanden, dazu brauchte er, der Jüngere, aber Tüchtigere, Stunden.

Auf einem andern Gang, ebenfalls in die Campagna, wo sie an dem Anio nahe dem Grabmal der Claudier zeichneten, ereignete es sich, daß aus den da weidenden Herden plötzlich einer der großhörnigen grauen Stiere wütend, wie herausfordernd, auf sie zukam. Sicher wäre ein großes Unglück passiert, wenn nicht Thomas durch seine Geistesgegenwart sich und die Gefährten gerettet hätte. Seinen weißen Malschirm entfaltend, hielt er ihn dem heranstürmenden Tiere im entscheidenden Augenblick entgegen, wodurch dasselbe scheute und nach kurzem Halt Kehrt machte. Diese Stelle hielt Thomas in einem Bildchen für meinen Vater fest.

Auffallend war es, daß Richter als Katholik den Gottesdienst in der preußischen Gesandtschaftskapelle besuchte, ja sich so zu der kleinen Gemeinde hingezogen fühlte, daß er ihn kaum versäumte. Ebenso beteiligte er sich, von Rothe aufgefordert, an den kirchengeschichtlichen Vorträgen in dessen Hause, woran sich eine freie Unterhaltung anschloß. Richter erregte dadurch allerdings Anstoß bei den Katholiken, bewegte sich aber trotzdem diesen gegenüber ganz frei. Er war dankbar, anderswo das gefunden zu haben, was ihm das Höchste und Liebste geworden, und was ihm bis dahin seine Kirche nicht gegeben. Niemals aber war bei seinen Freunden oder Rothe die Rede davon, er



Die heilige Familie.

Gemalt von Lionardo da Vinci, gestochen von Johann Nicolaus Hoff.

möge zu ihrer Kirche übertreten; gerade sein Suchen nach Frieden, wo immer er ihm geboten wurde, ehrten sie.

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien äußerte sich Richter (1828) gegen Hoff folgendermaßen:

„Hier in Meißen, wo ich jetzt stecke, wär's grade so ein recht heimliches Nest, und in mancher anderen Hinsicht auch erbaulich. So ist z. B. der Domprediger[1]) ein christlicher Mann, und obwohl ein schlechter Redner, sagt er doch gute Dinge, die einen die Woche über schon ernähren können. Können wir freilich unsern Rothe nicht überall haben, so haben wir doch das theure, werthe Buch, wo da mehr noch ist, als Rothe, und das laß uns redlich nützen, damit der Schatz im Acker gehoben werde."

Seine wahrhafte Liebe zu Rothe spricht sich in einem Briefe aus dem Jahre 1870 an den Schreiber dieses aus, wo er sagt, daß „die Freundschaften aus einer schönen, begeisterten Jugendzeit doch den besten Kitt haben", und zugleich unter den heimgegangenen Freunden aus jener Zeit Rothe zuerst nennt.

Der engere Verkehr der „Brüder" wurde auch sonst noch gepflegt. Abwechselnd luden sie sich zu einander ein; doch fühlten sie sich durch die behagliche Einrichtung bei den Zimmergenossen Hoff und Thomas besonders heimisch. So wurde bei diesen manch fröhliches kleines Mahl gehalten; ja Thomas lud einmal alle zu einem selbstbereiteten Osterlamm ein. Maydell hatte für solche Gemeinschaften reiner, herzlicher Liebe ein „Tischgebet" verfaßt und in Musik gesetzt; dies wurde von den Freunden statt eines gesprochenen Gebetes mehrstimmig gesungen:

Herr Jesu, kehre bei uns ein,
Wollst unser Tischgenosse sein
Und uns einst führn in' Himmelssaal
Zu Deinem ew'gen Abendmahl.[2])

[1]) Otto von Löben, geb. 1799.

[2]) Siehe folgende Seite.*)

Daneben wurde der kameradschaftliche Verkehr im weiteren Kreise, der meist am Abend nach des Tages Arbeit in eine Trattoria oder Osteria führte, nicht vernachlässigt. Oft nannte mein Vater die Namen „il Tritone" und die „Tempelkneipe" vor der Porta Pia. Und als sich Richter das letzte Mal in Frankfurt aufhielt — es war dies im August 1862, wo er vierzehn Tage bei Thomas wohnte —, wie haben da die Freunde, mein Vater und ich waren meist abends dort, gerade über diese Einzelheiten zusammen geplaudert: wie sie im Vorübergehen beim Pizzicarole etwas Fleisch oder Käse in Weinblättern verwahrt oder frischgeröstete Kastanien mitgenommen und zu dem immer mundenden Velletriwein — außer diesem und Brot gab es in solchen Schenken nichts — verzehrt hätten, und wie sie sich immer auf dies Zusammensein gefreut, wo Ernst und Scherz, Saitenspiel und Gesang den frohen Kreis beseelten.

Hatten Hoff und Thomas durch Passavants Führung das alte Rom und die Campagna kennen gelernt, so ging es mit Richter, der stets zu ausgedehnten Wanderungen aufforderte, in die nahen Gebirge; der darin wahrhaft Unersättliche konnte nicht ohne solche „malerischen Streifzüge" leben. Durch meines Vaters Zeichnungen und Ludwig Richters Radierungen aus der Umgebung Roms, sowie die geistreichen, prächtigen Blätter



Kochs und Reinharts, und endlich Schnorrs wundervolle „italienische Landschaftsbilder", von welchen Richter noch im Jahr 1872 an Freund Hoff schreibt: „Es liegt ein Frühlingszauber darüber ausgegossen, der das Herz wieder jung macht", war uns die Umgegend wenigstens nicht unbekannt und hat sich uns bleibend eingeprägt.

Welch lebhafte Bilder von den Rom umgebenden Gebirgen und den darin liegenden Städtchen und Ortschaften, die oft wie hingezaubert an den Bergen hängen, waren meinem Vater im Gedächtnis geblieben. Die Oliven- und Pinienwälder, die Seeen und der Blick auf das ferne Meer — alles stand lebendig vor seinem Auge. Besonderen Reiz gewann die Landschaft durch die schönen Gestalten des Landvolkes, die hauptsächlich an Sonn- und Festtagen in ihren bunten, reichen Trachten sich zeigten.

Hier kann ich wiederum, wie bei Rom selbst, nur Namen aufzählen; „denn wer will", wie Richter einmal sagt, „den Geist einer italienischen Landschaft recht empfinden, recht genießen und beurtheilen, der nicht selbst dort eine Zeit lang lebte!" Aber es sind Namen, die für mich einen lieben Klang haben; denn wie oft habe ich sie aus meines Vaters Mund gehört, und zwar mit jenem Wohlklang des Italienischen, das er so ausnehmend weich sprach. Ich beginne mit dem Weg in die Gebirge, die Via Appia entlang, die alte Gräberstraße mit den vielen antiken Grabstätten vornehmer Römer, worunter das so schöngelegene der „Cäcilia Metella". Im Albanergebirge selbst Albano mit dem Albaner See, Ariccia, Genzano mit dem Nemi-See, dann Fraskati mit der Villa Borghese, Grotta Ferrata, von wo eine Allee mächtiger Platanen und Kastanien nach Castel Gandolfo, dem Sommeraufenthalt des Papstes, führt. Im Sabinergebirge Tivoli mit dem Tempel der Sybille und der Villa d'Este, Subiaco, Olevano, Civitella und Palestrina. Auch der „einsame Soracte" wurde genannt und endlich das Volskergebirge mit Terraccina. Manches hat er auch an Ort und Stelle gezeichnet, so z. B. die

Eremitage bei Ariccia, dies wundervolle, landschaftlich reiche Architekturbild mit der hohen Treppe und dem schönen Brünnchen zur Seite, und in Tivoli das reizende Tempelchen mit den schlanken canellierten Säulen, durch welche man den lieblichen Blick auf das Städtchen mit seinem Glockenturm hat.

Richter erwähnt in seiner „Selbstbiographie" zwei gemeinsame Wanderungen mit den Freunden Maydell, Thomas, Oehme und Hoff, von denen die eine im Februar 1825 Ostia und Nettuno, die andere im April desselben Jahres Pästum zum Ziele hatte. Lebhaft erinnere ich mich, wie eingehend mein Vater gerade von diesen Touren zu erzählen wußte, wie sie sich ausgerüstet und alles durchs Los verteilt hatten. Bald versperrten ihnen auf dem durch einen Sumpf führenden Damm mehrere Büffel den Weg. Durch Maydells kühnen Rat, gemeinsam im Sturm auf sie loszugehen, brachten sie die lästigen Wegelagerer über Erwarten schnell zum Weichen. Komisch, wenn auch im Augenblick tragisch, war es, als sie, nachdem das alte Ostia und Fiumicino passiert waren, endlich ans Meer kamen, sich bei unheimlichen Fischern zu einem Nachtquartier bequemen mußten und schändlich bei der Mahlzeit geprellt wurden. Die sauberen Gesellen hatten sich von dem für die Gäste bereiteten großen Cefalo das beste Mittelstück angeeignet und aufs dreisteste neben ihnen verzehrt. Dieser Ausflug war meinem Vater durch ein zweites von Freund Thomas gemaltes Bildchen, „Motiv aus Ostia an der Tibermündung", besonders lebhaft in Erinnerung geblieben.

Auch die andere mehrwöchentliche Fußreise nach Pästum ist mir in ihren Einzelheiten gut im Gedächtnis. Beteiligt waren außer den Freunden Maydell, Richter und Hoff noch ein neuer lieber Genosse, Schilbach[1]), Architekturmaler aus Darmstadt, und Landschaftsmaler Harder, ein heiterer Däne, der durch sein lebendiges Vorsingen eigenartiger nationaler Märsche und

---

[1]) J. Heinrich S., geb. 1798 in Barchfeld, † 14. März 1851 in Darmstadt.

Tänze wesentlich zur Unterhaltung beitrug. Der Weg ging durch das Albaner- und das Volskergebirge über Velletri. Um Mitternacht gelangten sie nach Cisterna, dem biblischen Tres Tabernä, bis wohin einst römische Christen dem Apostel Paulus, als er gefangen nach Rom gebracht wurde, entgegenkamen. Von dieser Stätte hat sich mein Vater in der Dunkelheit eine flüchtige Skizze gemacht; ebenso erinnere ich mich einer schönen Zeichnung von Terraccina, wohin sie nun kamen. Die kleine Künstlerschar hatte sich beim Zeichnen vor dem hochgelegenen malerischen Städtchen, vor der Sonnenglut sich schützend, unter ihre Schirme postiert; mein Vater hat dies in seiner Arbeit angebracht.

Der Weg führte weiter über Gaeta und Capua nach Neapel, wo sie am Abend des 4. Mai, also auf Hoffs 27. Geburtstag, einmarschierten. Die erste Nacht verbrachten sie in der österreichischen Kaserne bei dem Kommandanten, welchen Maydell aus seiner Soldatenzeit von der Schlacht bei Leipzig her kannte. Viel des Gesehenen und Erlebten knüpfte sich an den Aufenthalt in Neapel: der weite Blick auf den Golf mit der ausgedehnten Stadt, ihrem Leben und bunten Treiben und dem sie gleichsam krönenden Vesuv, dessen Besteigung, die Einkehr daselbst bei dem freundlichen Eremiten, die Aussicht von da bei Sonnenuntergang auf das Meer mit dem fernen Bajä, die entzückende Meeresfahrt nach Salerno und Amalfi, welche Richter zu dem schönen Bilde „Blick auf den Meerbusen von Salerno aus einem Thale von Amalfi" veranlaßte. (Es war sein drittes Bild in Italien, jetzt ebenfalls im Museum in Leipzig.) Hoff zeichnete während des mehrtägigen Aufenthaltes in Amalfi die Aussicht aus dem Wirtshaus mit solchen Details, daß ihn Richter trotz der Freude, die er daran hatte, wiederholt lächelnd mit der Frage anging: „Hoff, wie lange hast Du wohl daran gemacht?" In Eboli war es, wo Hoff im Wirtshaus Ludwig Richter, seine Tagebuchnotizen eintragend, zeichnete: ein reizend schönes Bildnis; das Gesicht Richters ist abwärts gewandt, und es kommt so

recht der ideale Kopf mit dem reichen, in der Mitte gescheitelten Haar zur Geltung. Auch Sorrent, Bajä und die Inseln Capri und Ischia wurden besucht. Das Ziel der Wanderung, Pästum mit seinem wohlerhaltenen 2000jährigen Neptunstempel, zeichnete mein Vater mit großer Sorgfalt.

Von Neapel aus wurden Pompeji und Herkulannm besichtigt und ein Gang in das grausige Innere der Katakomben unternommen. Darauf trennten sich die Freunde; denn Maydell und Richter wollten den Weg, den sie gekommen, nicht nochmals machen, sie wollten über die Gebirge nach Rom zurückgehen. Es reizte sie durch die Abruzzen zu kommen; selbst die Gefahr, von der gefürchteten Bande des Brigantenchefs Gasparone belästigt zu werden, hielt sie nicht ab, und so zogen sie, „die beiden Unzertrennlichen", ihres Weges, und zwar unbehelligt, über St. Germano, Sora, Tagliacozzo und Cervara nach Civitella, wo sie sich für den Spätsommer auf mehrere Monate Quartier mieteten. Anders erging es den Gefährten Hoff, Schilbach und Harder. Ohne Bedenken ihre Straße ziehend, kamen sie abends spät in eine einsame Schenke, wo sie von dem Wirte zu ihrer nicht geringen Ueberraschung hörten, daß sie bei etwas früherer Ankunft die vollständige Räuberbande mit ihrem Hauptmann getroffen hätten, die sich hier noch gestärkt, um in der Nacht einen großen Ueberfall auszuführen. Das war nun gerade keine zur Fortsetzung der Wanderung verlockende Mitteilung; doch beruhigte sie der Wirt und meinte, sie könnten getrost gehen, ihnen passiere nichts. Dennoch hätten sie es vorgezogen, hier zu herbergen, war ihnen doch noch das Erlebnis des Malers Salathe in guter Erinnerung. Dieser war statt seines reichen Freundes, des Herrn von Rumohr, am hellen Tage aus dessen Behausung im Sabinergebirge von den Räubern fortgeschleppt worden; er habe aber durch sein liebenswürdiges Benehmen die Räuber so für sich gewonnen, daß sie sogar auf das für seine Freilassung anfänglich geforderte Lösegeld verzichteten und ihm die Freiheit

schenkten. Aber der verschmitzte Wirt eröffnete ihnen mit grinsendem Lachen, er dürfe sie schon wegen seiner Sicherheit nicht behalten; denn die Räuber sprächen nach ihrer Arbeit wieder hier vor, wo sich dann weiter kein Gast bei ihm aufhalten dürfe. Darnach habe er sich zu richten. So brachen sie denn auf und gelangten — die Nacht war bereits gekommen — in einen ausgedehnten Wald. Da, o Schrecken! merken sie, daß der Weg durch ein Seil abgesperrt ist. Es ertönt ein gebieterisches „fermo!" — „da dove venite?" — „dove andate?" — („Halt!" — „Woher kommt Ihr?" — „Wohin des Weges?" —) und heran treten mehrere bewaffnete Männer, in welchen sie sofort Banditen erkennen. In Kürze ausgefragt, wird ihnen befohlen umzukehren und einen anderen ihnen vorgeschriebenen Weg einzuschlagen, widrigenfalls ihr Leben verwirkt sei. Noch werden sie bis an eine Waldlichtung gebracht und mit einem kurzen aber höflichen „addio!" entlassen.

Bald hörte man von einem auf eine reiche englische Familie ausgeführten Ueberfall, bei dem dieselbe, gänzlich beraubt, nur ihr Leben rettete.

Wie ausgemacht, trafen die drei Genossen bei dem Blumenfeste in dem Bergstädtchen Genzano mit den Freunden Maydell und Richter, die von Civitella über Olevano heimkehrten, und zugleich mit Rothe, Thomas und Oehme, die von Rom gekommen, zusammen. Nicht ohne Besorgnis hatten letztere zu Hause von Richters uud Maydells gewagter Wanderung gehört; um so mehr erstaunten sie, von dem anderen Teil der Gesellschaft das Abenteuer zu vernehmen.

Nachdem, wie bei allen Künstlern, auch bei Hoff das Verlangen, in Rom selbst, der Umgebung und den Gebirgen nach Herzenslust herumzuwandern, befriedigt war und er die Ruhe gefunden, die zum ersprießlichen Arbeiten nötig ist, war er unausgesetzt an seiner Platte thätig, so daß er unbesorgt um deren Zustandekommen sein durfte. Mit Freuden willigte er in Amslers

Vorschlag ein, die heiße Sommerzeit (1824) mit ihm in Perugia zuzubringen. In Amslers Können — er begann seine Meisterplatte, die „Grablegung Christi" nach Rafael, — lag für den jüngeren Freund ein großer Ansporn, und gern nahm dieser von ihm alles an; er wußte, er fühlte es ihm ab, daß er es aufrichtig mit ihm meinte. Es muß ein trautes Verhältnis zwischen beiden Künstlern als Zimmergenossen gewesen sein. Mein Vater erzählte vorzugsweise gern davon. Zur Erholung wurden gemeinsam die Thäler und Höhen der malerischen Gegend durchstreift: das nahe Assisi und das Bergstädtchen Fiesole wurden, um den lieben Meister Fra Angelio da Fiesole, dessen Heimat es war, in seinen Fresken kennen zu lernen, besucht. Manche landschaftliche Zeichnung entstand bei diesem Aufenthalt, meistens Baulichkeiten, Straßenansichten, die mit der den Künstlern jener Zeit eigenen Bestimmtheit gefertigt sind. Eine große in den Umrissen aufs strengste durchgeführte Arbeit, die Aussicht aus Hoffs Zimmer in Perugia, ist ein Beweis seiner Liebe für jegliches Detail: Zur Linken der hohe Glockenturm, daranstoßend Peruginos Haus, bezeichnet: „la casa di Pietro Perugino", und andere, malerisch in den Linien abwechselnde Bauten, mit den vielen verschiedenen, hübschen Schornsteinen auf den weitvorspringenden Dächern, alle gedeckt mit den schöngeformten Ziegeln. Es ist mit der ausgedehnten hügeligen Landschaft, dem Blick nach Assisi, gewiß ein anziehendes Bild. Auch eine große, ausgeführte Zeichnung, „die erste Idee der Disputa", von Rafael al fresko gemalt, fertigte Hoff in jenem Sommer im Auftrage eines Doktors Braun in Mainz.

In dem Hause, wo die Kupferstecher wohnten, der „casa Zanetti" — alle Künstler wohnten da gern —, war es auch, wo Hoff durch den täglichen freundschaftlichen Verkehr in der gastlichen Familie zu der Tochter sich hingezogen fühlte. Hätte er sich, wie ihm nahegelegt wurde, zu deren Religion bekannt, so wäre ihm vielleicht ein sorgenfreies Künstlerleben geworden. Doch

siegte die Treue gegen sein Bekenntnis über die Neigung; aber der Abschied war nicht leicht für ihn.

In Gemeinschaft mit Passavant wurde Florenz besucht und die Galerieen daselbst durchwandert; es lag Hoff viel daran, seinen Aufenthalt in Italien zum Sammeln von Zeichnungen vorzüglicher Bilder, die er in der Heimat zu stechen gedachte, zu benutzen. Sein Führer, der schon wiederholt den Palast Pitti gesehen, empfahl ihm „die Grablegung Christi" von Perugino, gleichsam als Ergänzung zu Amslers Unternehmen desselben Gegenstandes nach Rafael (in der Galerie Borghese in Rom), wodurch dann Lehrer und Schüler im Stich wiedergegeben würden. Des jungen Kupferstechers Begeisterung für dies Bild, eines der bedeutendsten Werke Peruginos, war groß, und sofort war sein Entschluß gefaßt, es so bald wie möglich anzufangen. Vom darauffolgenden Sommer 1823 an war er unausgesetzt an dieser Zeichnung bis zu ihrer Vollendung im Frühjahr 1826 thätig und schuf ein Werk, das ihm bei allen Genossen hohe Achtung erwarb. Die Arbeit trägt die Bezeichnung: „Peter Perugino pinx. 1495. Joh. Nicol. Hoff del. Florenz 1825."

„Die Grablegung malte Perugino in seinem 49. Jahre für die Nonnen von Santa Chiara in Florenz. Das Bild erregte durch die Eigentümlichkeit der Komposition und des bis dahin nicht gesehenen Kolorits solches Aufsehen, daß die Künstler den Schöpfer desselben über alle Zeitgenossen priesen. Man sagt, Franzesco von Pugliese habe den Nonnen dreimal so viel dafür geboten, als sie dem Pietro gezahlt hatten, und ihnen ein ähnliches Bild von demselben Meister malen lassen wollen; die Nonnen hätten jedoch nicht eingewilligt, weil Pietro erklärte, er glaube nicht, daß er ein gleiches zu Stande bringe. Heute noch wird das Bild, das zu den Zierden des Palastes Pitti gehört, als eines der vollendetsten betrachtet, die der Lehrer Rafaels gemalt hat. Es repräsentirt wohl am vollkommensten den Charakter der umbrischen Schule, deren Hauptsitz Perugia war."

Noch ist eine Zeichnung zu erwähnen, welche Hoff für seinen Freund, den späteren Stadtbibliothekar Dr. Böhmer ausführte: „die Taufe Clorindens“ aus Overbecks Tassofresken in der Villa Massimi. Böhmer schreibt unterm 19. April 1824 an Passavant:

> „Unserem lieben Hoff sage, daß ich seinen Brief vom 3. März richtig erhalten habe. Um ihm zu zeigen, daß ich gerne nach meinen Kräften das Meinige thue, so bestimme ich 100 Gulden, welche Du ihm gefälligst auszahlen willst, nachdem Du sie durch Deinen gütigen Vetter von mir bezogen haben wirst, damit er mir dafür einmal, wenn er will, irgend ein Studium oder eine kleine Zeichnung giebt, welche er ohnedieß gemacht haben würde.“

Und welch' große Zahl schöner Porträte, Modelle, Akte und Gewandstudien hat Hoff in den Wintermonaten in Gemeinschaft mit den anderen Genossen gezeichnet! Welche Strenge, welche Liebe und Treue zeigt sich in diesen Sachen! Jeder suchte sein Möglichstes zu leisten; denn wenn Meister wie Overbeck, Veit und Schnorr mitarbeiteten und letzterer solche Sachen oft sogar, um seine Sicherheit zu zeigen, an den Füßen beginnend gleich mit der Feder machte, „die ihm das liebste Instrument war“, in einer Weise, daß er aller Staunen erregte, dann galt es wohl sich anzustrengen.

Es war unter den Künstlern Gebrauch, daß jeder beim Abschied eines Genossen sich einige seiner Arbeiten zum Andenken an ihn ausbat; der Scheidende rechnete es sich zur Ehre, sein Bestes zu geben. Ich fand von meinem lieben Vater einige solcher Akte nach Ludwig Richters Tod in dem Auktionskatalog seiner hinterlassenen Sachen und war so glücklich sie zu erstehen. So lange hatte sie der liebe Freund in Ehren gehalten, ja sogar den Vordergrund bei einem römischen Hirtenknaben mit einigen Linien vervollständigt. Die Blätter tragen die Bezeichnung: „Hoff, Rom 1824“.

Es war ein immerwährender Wechsel kommender und gehender Genossen, ein Begrüßen und Abschiednehmen, letzteres oft nicht ohne Wehmut für beide Teile. So feierte am 10. Juni 1824 die Künstlerschaft in der Villa di Papa Giulio mit den beiden heimkehrenden Malern Dietrich und Passavant ein Abschiedsfest, das letzterer veranstaltet hatte, um seine liebsten Freunde, worunter Overbeck, Veit und Schnorr, noch einmal beisammen zu sehen. Es ging lustig her; alle schmollierten auf Overbecks Aufforderung miteinander. „Die Freunde führten die Scheidenden an die Fontana Trevi, damit sie nach altem Brauch einen Abschiedstrunk daraus schlürften, weil einer Tradition zufolge nur dann für dieselben eine Wiederkehr zu hoffen war".

Auch der Tod lichtete nicht selten den Kreis; die Glaubensgenossen trugen dann am Abend den heimgegangenen Freund hinaus nach der Pyramide des Cestius, einem der schönsten mit Cypressen und Lorbeer beschatteten Plätze der Campagna, den man den Protestanten zum Gottesacker gegeben. Zwei liebe Genossen, die nach Ave Maria unter zahlreichem Geleite der deutschen Künstler und der Einsegnung Rothes begraben wurden, waren der am 24. September 1824 verstorbene Kupferstecher Gottlieb Rist aus Augsburg und der bald darauf am 15. Januar 1825 verschiedene treffliche Landschaftsmaler Reinhold aus Gera. Zu beiden stand mein Vater in nahen Beziehungen; besonders der Tod Rists, mit dem er in Stuttgart in Professor Gotthard von Müllers Atelier mehrere Jahre als Schüler gewesen, ging ihm nahe und weckte aufs neue in ihm die schmerzliche Erinnerung an seine heißgeliebte Mutter, die ihm während seines Aufenthaltes in Italien am 8. Juni 1823 durch den Tod entrissen worden war.

Die Freunde, die sich Hoff erwarb, die lieben Gesellen, mit welchen er in Gemeinschaft lebte, schauen aus seinem Porträtbuch heraus, wie sie vor nun 75 Jahren aussahen, ganz sicher sprechend ähnlich, jugendlich liebe Gesichter: Außer

Hoffs[1]) Porträt, von Schäffer 1822 in München vor der Römerfahrt gefertigt, ist das ebenfalls schon erwähnte, auf der Wanderschaft in Eboli 1825 gezeichnete Ludwig Richters[2]) zu nennen; dann Johannes Thomas[3]), ein schöner, geistreicher, edler Kopf, mit treuen Augen; ferner Ernst Oehme[4]) aus Dresden, 1825 in Florenz entstanden, wenn auch nur Profil, wer ihn kannte, dem zeigt es doch seine liebe Persönlichkeit, seinen Verstand und seine Klugheit; und endlich Ludwig von Maydell[5]), der Deutsch-Russe aus Esthland, nach dessen 1825 in Civitella für Ludwig Richter gemaltem Selbstbildnis kopiert, ein idealer Kopf, das schöne lange Haar geziert durch das Barett.

Das sind die Freunde, die sich einst in Rom Treue gelobt und sie auch gehalten bis an ihr Lebensende. Ihre Freundschaft wurzelte im gemeinsamen Glauben an Jesu Christo, in welchem sie alle entschlafen sind.

Unser Kupferstecher weilte seit dem Frühjahr 1825 in Florenz. Seine Wohnung hatte er im Hause des Bilderrestaurateurs Metzger, dem Absteigequartier der Künstler, genommen.

Auf ein Gesuch Hoffs um Weitergewährung des Stipendiums folge hier die Antwort des Städelschen Kunstinstitutes:

„An Herrn Kupferstecher N. Hoff in Rom.

Die Administration des Städel'schen Instituts hat Ihren Brief d. d. Rom den 3. März 1824, worin Sie um Fort-

---

[1]) Joh. Nicolaus H., geb. 4. Mai 1798 in Frankfurt a. M., † ebenda 6. März 1873.

[2]) Adrian Ludwig R., geb. 28. September 1803 in Dresden, † ebenda 19. Juni 1884.

[3]) Johannes T., geb. 2. Sept. 1793 in Frankfurt a. M., † ebenda 28. Febr. 1863.

[4]) Ernst O., geb. 23. April 1797 in Dresden, † ebenda 10. April 1855.

[5]) Ludwig v. M., geb. 29. November 1795 auf dem Gute Stenhusen in Esthland, † in Reval 6. September 1846.

setzung und Vermehrung der Ihnen verwilligten Unterstützung bitten, richtig erhalten.

Mit Wohlgefallen hat sie daraus ersehen, daß Sie Ihren Aufenthalt in Italien zweckmäßig zu benutzen suchen, und sie verwilligt Ihnen für das Jahr vom 1. May 1824 bis dahin 1825 von Neuem eine Unterstützung von 400 Gulden, welche Sie halbjährl. beziehen können.

Gern würde die Administration Ihnen durch Vermehrung dieser Unterstützung einen weiteren Beweis ihrer Zufriedenheit mit Ihren Bestrebungen geben, doch wird sie daran durch den noch immer fortdauernden Rechtsstreit mit den Städel'schen Intestaterben verhindert.

Es bleibt ihr daher nichts übrig, als den Wunsch hinzuzufügen, daß Sie auch ferner auf der betretenen Bahn rühmlich fortwandeln mögen.

Exp. d. 13. April 1824.

Die Administration des Städel'schen Kunstinstitutes."

Wie gern man ihm allzeit entgegenkam, beweist eine spätere Zuschrift:

„Ihren Brief vom 6. März d. J. hat die Administration des Städel'schen Kunstinstitutes richtig erhalten und Ihnen sehr gerne die Fortsetzung Ihrer Unterstützung von 400 Gulden auch für das Jahr vom 1. Mai 1825 bis 1. Mai 1826 verwilligt. Sie können dieselbe ebenso wie im verflossenen Jahre beziehen. Dies soll ich Ihnen im Auftrag der Administration eröffnen.

Böhmer."

Mit anhaltendem Fleiße war er an seiner Zeichnung thätig; mittags brachte ihm der Custode Brot und etwas Wein; nur kurze Unterbrechungen, meist durch Freunde veranlaßt, die auf der Heimkehr waren, gestattete er sich.

Am 29. Juni 1825 früh begleiteten die römischen Freunde Richter, Oehme, Faber[1]), Maydell und Rothe ihren „guten" Thomas, nachdem sie noch den Abend vorher auf Papa Giulio zusammen gewesen, bis Ponte Molle. „Das war der erste Abschied", schreibt Richter, „der mich recht sehr schmerzte"; bald darauf ging auch sein lieber Oehme, das that ihm „am wehesten". Thomas und Oehme besuchten Hoff in Florenz und verweilten längere Zeit bei ihm. Da wurden wiederum Ausflüge nach Perugia, Assisi und Fiesole unternommen; manche landschaftliche Zeichnung trägt das Datum jener Tage. Da heißt es z. B.: bei Florenz auf dem Wege nach Fiesole, Sonntag, d. 19. Juli 1825. Mit Oehme," malerisch mit Inschrifttafeln versehenes antikes Gemäuer, auf dessen Aufbau ein Madonnenbild.

Auch für Hoff schlug die Stunde der Trennung von Italien. Und was war denn der persönliche Erfolg unseres Künstlers? Es liegt dem Schreiber fern, seinen Vater über den Rahmen zu erheben, in dem er sich bewegte; aber das ist gewiß, auch er ward wie alle Genossen von tiefem Ernst zu eifrigster Vervollkommnung in seiner Kunst getrieben, und seine Arbeiten geben Zeugnis, wie er seine Zeit ausgenützt. Die Krone seines Fleißes und gediegenen Könnens ist die meisterhafte Zeichnung „die Grablegung Christi" nach Perugino im Palaste Pitti in Florenz, die das Städelsche Kunstinstitut 1835 von ihm erwarb. Diese Arbeit allein reicht hin, den Namen des Künstlers auf die Nachwelt zu übertragen.

Es war dem Scheidenden schmerzlich, nicht noch einmal zurück nach Rom zu können; doch es sollte nicht sein. Und so sagte er im Frühling 1826 dem Lande, darinnen er über drei Jahre so glücklich geweilt, addio! Dankerfüllt wanderte er mit einem Reisestipendium von 150 Gulden, den Stab in der Hand und das Ränzel

---

[1]) Johann F., Landschaftsmaler, geb. 12. April 1778 in Hamburg, † 2. August 1846 ebenda.

auf dem Rücken, von Rehbeniz[1]) begleitet, den Thoren des schönen Firenze hinaus, um nicht wiederzukehren. Nun zog er die Straße, die er bei seiner Römerfahrt mit seinem Thomas hätte gehen sollen. Parma und Mailand, wo er die hochberühmten Kupferstecher Toschi und Longhi aufsuchte, waren seine nächsten Ruhepunkte. Der große Meister von Rafaels Sposalizio, Longhi, welchem er auf Freund Felsings[2]) Zureden seine Zeichnung vorlegte, zollte ihm ungeteilten Beifall.

Bei meines Vaters Tod am 6. März 1873 schrieb Professor Felsing aus Darmstadt an mich: „In treuer Erinnerung ist mir das Lob geblieben, welches mein Lehrer Longhi der Zeichnung nach Peruginos Grablegung aussprach, als ich meinen Freund überredet hatte, diesem ausgezeichneten Künstler die schöne Vorarbeit eines künftigen Kupferstiches zu zeigen."

Ueber den Comer- und Luganersee ging es der Gotthardstraße zu. Immer trug Hoff seine Zeichnung im wohlverwahrten Schubkasten unter dem Arm. Auf dem Paß, wo es bitter kalt war, lag hoher Schnee, und die Straße hinunterzugehen, war für den Unkundigen nicht ohne Gefahr. Zwei Schweizer, Käsehändler, mit welchen er im Hospiz zusammengetroffen, erkannten seine Not und forderten ihn auf, ihnen seinen Kasten anzuvertrauen; unten in Wasen werde er sie im Wirtshause antreffen. Gern willigte er ein, und bald waren sie ihm — in ihren mit Eisenstacheln beschlagenen Schuhen gingen sie rasch und sicher — aus den Augen. Mit ihrem Verschwinden ergriff ihn heftige Angst um sein Kleinod. Unser Wandersmann mühte sich nun

---

[1]) Theodor R., geb. 1791 in Borstel, † 19. Februar 1861 in Kiel. Das ist der treffliche Mann, welcher zu Ludwig Richter beim Abschied aus Italien sagte: „Wo Sie auch hinkommen mögen, Ihnen wird es immer gut gehen", „welche Worte sich wie eine gute Prophezeihung in sein Herz senkten und ihn neuen Mut schöpfen ließen, wenn der Himmel trübe wurde".

[2]) Georg Jacob F., geb. 22. Juli 1802 zu Darmstadt, † 9. Juni 1883 ebenda.

ab, die Straße hinunterzukommen, hatte aber zu seiner Beschämung die Freude, die wackeren Leute der Verabredung gemäß im Wirtshaus zu sehen, den Kasten hatten sie sorglich hinter sich gestellt.

Nun eilte er an den Vierwaldstättersee und war davon über die Maßen entzückt. In Brunnen stieg er ans Land, um von da aus den Weg nach Wildegg im Canton Aargau, wo Amsler lebte, fortzusetzen. „Die altschweizerische treue Seele", wie ihn einmal Dr. Böhmer nennt, hieß den römischen Freund herzlichst willkommen und logierte ihn bei seinem Bruder, dem dortigen Badearzte, ein. Amsler war schon tapfer an seiner großen Platte, der Grablegung Christi nach Rafael aus der Galerie Borghese, vorgerückt. Hocherfreut war er über die Zeichnung Hoffs; ja er erschrak fast über die Kraft in dessen Arbeit im Vergleich mit der seinen.

In München, wohin nun Hoff über Basel, Schaffhausen und Augsburg gelangte, hielt er sich wiederum bei Schäffer auf, dem „deutschen Marc Anton", welchen Namen dieser sich durch seine Leistungen bei den Genossen errungen. Schäffer arbeitete in Cornelius' Atelier an seiner Meisterplatte, der „Unterwelt", und zwar direkt nach dem Carton, welches Vorgehen Hoff in die größte Bewunderung versetzte. Es war gerade die Kunstausstellung in München eröffnet, und Hoffs Wunsch, auch seine Zeichnung auszustellen, konnte nur noch durch persönliches Eingreifen des Direktors Peter von Cornelius erfüllt werden. Dieser räumte mit dem Ausspruch: „So etwas ist noch nicht gemacht worden und wird auch nicht mehr gemacht werden", mehrere minderwertige Sachen weg, um Hoffs Arbeit Platz zu machen.

Ernst Förster sprach sich damals im „Berliner Conversations-Blatt" bei Gelegenheit eines Berichtes über die Kunstausstellung in München folgendermaßen aus:

„Wer eine mit größter Treue und größtem Fleiße gefertigte Zeichnung sehen will, der sehe auf die Arbeit eines



Die Grablegung Christi.

Gemalt von Pietro Perugino, gezeichnet von Johann Nicolaus Hoff.

jungen Nicolaus Hoff aus Frankfurt am Main. Da läßt sich was erwarten! Noch kürzlich hab' ich das Original in Florenz gesehen, und ich versichere, daß der Charakter des Meisters, wie der einzelnen Figuren, so treu aufgefaßt ist, wie es kaum dem Longhi bei seiner Sposalizio gelungen. Wie rein und klar stehen die Köpfe da mit ihrem milden Leiden — Ausdruck; selbst der Mangel an Lebhaftigkeit und und Verschiedenheit der Charaktere, die diesem Meister eigen ist, tritt hier wohlthuend auf. Die Ausführung dieser Zeichnung aber ist wirklich rührend. Wie hat ers dem Farblosen abgezwungen, daß es die Farbe offenbare! Ich freue mich sehr, daß der wackere Künstler vorhat, dieses Bild auf die Platte zu bringen.

Dr. Ernst Förster."

Nach kurzem Aufenthalt in Nürnberg und einer Wanderung den Main entlang, über Bamberg, Würzburg und Aschaffenburg, beschleunigte er seine Schritte nach der Heimat. Schon vom Mühlberg frohlockte er der im Glanze der Abendsonne doppelt schönen Vaterstadt entgegen. Rasch ging's durch Sachsenhausen, über die Brücke, am Quai hin. Das Leonhardsthor passierend, guckt er im Badehaus bei dem Herrn Onkel, dem Rat Hoff, hinein, herzlichst bewillkommt von allen, die ihre Freude an dem Aussehen des 28jährigen stattlichen jungen Mannes haben. Auch wird Vetter Jeremias Hoff im Bankhause „Goll und Söhne", Ecke der Buch- und Münzgasse, begrüßt. Das Haus des Herrn Paten Krumb oben am Kornmarkt wird, auf daß kein weiterer Verzug entstehe, nicht passiert, und so geht er durch die Blauhand- und Goldfedergasse, den Hirschgraben hinauf, bringt Dr. Böhmer, dem „Hausnachbar von Goethes Vaterhaus", die Grüße seiner römischen Freunde und eilt nun über den Roßmarkt in die Gallusgasse. Da — welche Bewegung überkommt ihn, als er, eben in die Schlesingergasse einbiegend, seinen geliebten Vater an der

Hausthüre, hemdärmelig, eine Feile unter dem Arm[1]), erblickt! Die Nachbarschaft wird Zeuge der rührenden Erkennungsscene Aber sogleich ein greller Gegensatz! Noch fast während der ersten Begrüßung von Vater, Sohn und den „inzwischen zu Jungfrauen herangewachsenen beiden schönen" Schwestern[2]) tritt von ungefähr Nicolaus' Pate Krumb, ein derber Frankfurter, hinzu und hebt also an: „Ei, der Schlag, der Niceles! — No! Du kimmst ja heut noch zu mer, des is doch kloar! Awwer wann De mer mit dem ääfällige Schnorres aagerickt kimmst! Un den Sammetflittsch von Rock, den läßt De mer aach deham! Mer mehnt ja wahampel, Du wärscht e Hamborger Zimmergesell!"

Und man höre und staune: Noch an demselben Abend opferte der junge Mann die langgepflegte Zierde auf dem Altar der verwandtschaftlichen Autorität!

---

[1]) Der Meister hatte gerade die Turmuhr für die St. Peterskirche in Arbeit, über welchen Auftrag er seinem Sohne so freudig nach Rom geschrieben hatte.

[2]) Maria (Mimi) und Philippine heirateten Brüder, erstere den durch Jahrzehnte im Rothschildschen Bankhause thätigen Gottlieb Donner, letztere den 1873 in Stuttgart verstorbenen Professor Christian Donner, Uebersetzer der altgriechischen Klassiker.

Wieder in der Vaterstadt.

Nicht lange nach Hoffs Rückkehr aus Italien erfüllte ihn der plötzliche Tod seines hochherzigen Gönners, des Freiherrn Ritter Simon Moritz von Bethmann [1]), mit aufrichtiger Trauer. „Die ganze Stadt traf dadurch ein schwerer Verlust: sie verlor in ihm den Mann, der zugleich beides, Kavalier und patriotischer Bürger, im vollsten Sinne des Wortes gewesen, in dessen Salons die höchste Aristokratie sich drängte, und der trotz alledem am froheſten unter Bürgern und am glücklichsten war, wenn er erfreuen und helfen konnte. Sein Weg zur Ruhe von seiner Villa vor dem Friedbergerthor aus nach der Familiengruft auf dem Peterskirchhofe war ein ehrenvolles Zeugnis seltener Liebe, die ihm durch die Beteiligung aller Stände und Klassen bewiesen ward. Herr Pfarrer Kirchner sagte am Grabe: „Wenn solche Mannen fallen, wird die Gesellschaft um sie her erschüttert, und tausend Herzen macht das Stillestehen des einen beklommen."

Als mein Vater sich in Frankfurt wieder eingelebt hatte, hoffte er, die erste Zeit mit dem von ihm ersparten und den Eltern zum Aufbewahren eingehändigten Gelde (über tausend Gulden), das er sich mit seiner Platte, dem Madonnenkopf nach

---

[1]) „Am 26. Dezember 1826 war Angelika Catalani bei Moritz von Bethmann zur Tafel geladen. Abends betrat sie mit ihm seine Loge, lebhaft unterhielt er sich mit ihr. Plötzlich hörte man einen Schrei: Bethmann liegt vom Schlage getroffen an der Schulter der Sängerin. Am 28. Dezember starb er."

Gimignano, verdient, ohne Sorgen seiner Kunst leben zu können. Doch als er es sich von seinem Vater zurückerbat, erklärte ihm dieser, davon sei nichts mehr da! Das habe er in der langen Krankheit und bei dem Tode der Mutter gebraucht; doch könne er (der Sohn) ja bei ihm Wohnung und Kost haben und es sich sonst in seinem Hause wohl sein lassen. Nicht eine Miene unangenehmer Ueberraschung habe mein Vater gezeigt, nicht ein Wort des Unmutes sei aus seinem Munde gekommen, stillschweigend habe er sich in das Unvermeidliche gefügt, ja sich gefreut, seinen lieben Vater, der so viele Jahre treulich für ihn gesorgt, mit seinen Mitteln in den schweren Tagen doch wenigstens der äußeren Sorgen enthoben zu haben. Das hat mir mein Onkel Carl in Dresden (1853) mit wahrem Stolz von seinem Bruder Nicolaus erzählt.

Wohnung, wenigstens zum Schlafen, und Kost nahm Nicolaus gern im Vaterhaus an; aber zum Arbeiten, wozu es ihn jetzt vor allem trieb, eignete es sich nicht: die Räume waren zu beschränkt und das Licht in der Schlesingergasse nicht hinreichend. Da machte er sich denn auf die Suche nach einem womöglich nach Norden gelegenen Atelier und fand auf dem Wall (jetzt Hochstraße) eine geräumige Mansarde im Hause des Seilermeisters Beyerle[1]). Es gefiel ihm sehr wohl da. Das Licht durch kein gegenüberliegendes Haus beeinträchtigt, gänzlich freie Aussicht über die nahen Gärten, die Promenade und die angrenzenden Felder und dazu der Blick auf den fernen Taunus. Am liebsten hätte der Mieter den Vertrag gleich festgemacht, so war hier alles, ja noch mehr als das, nach Wunsch! Doch der Hausherr schlug sein Begehr rund ab, als er nach seinem Beruf gefragt und vernommen hatte, daß Hoff Kupferstecher sei. Er ließ sich

---

[1]) Das Haus, das jetzt umgebaut die No. 35 trägt, stand damals frei und lag zwischen der „Kastenhospitalgasse", der jetzigen Börsenstraße, und Meisengasse, die in die Hochstraße mündete; es hatte zwei Stockwerke und die Mansarde, welche beim Umbau entfernt wurde.

auch auf keine weiteren Verhandlungen ein, erklärte nur kurz und bündig, daß ihm solch ein Bewohner nicht passe, ließ ihn stehen und ging in seine Seilerbahn, die, an sein Haus stoßend, sich die Straße, den ehemaligen Festungswall, entlang zog.

Trotzdem ließ sich Hoff nicht so schnell abschrecken; denn gerade dieses Zimmer wollte er haben. Er eilte heim, teilte die Sache seinem Vater mit, und dieser, kurz entschlossen, ging sofort zu dem ihm wohlbekannten Seilermeister — derselbe lieferte ihm die Seile für die Turmuhren — und frug ihn nach dem Grund seines sonderbaren Auftretens. Dieser meinte: „Des is sehr eifach, ich will in mei Haus kään Kupperschmidt hawwe, un am wenigste ganz owe uff'em Boddem! Vor so en Heideskandal bedank ich mich dann doch, un der soll mich kenne lerne, der mich von meim Hausherrnrecht abbringe und zwinge will, so en Randolierer von Mieter zu nemme!" Da lachte aber der Herr Stadtuhrmacher hell auf und erklärte ihm: „Mei Soh is ja kää Kupperschmidt, sonnern e Kupperstecher!" — „Kupperschmidt oder Kupperstecher, des is mer ganz Worscht. Ei, ich danke davor, daß iwwer meim Kopp die Delle aus dene Kessel gekloppt wern, so e Gehämmer duld ich uff kään Fall net in meim Haus, un dadermit basta!„ „Awwer Beyerle, so hört mich doch nor emol un sei net so olwelig! Mei Soh dhut ja gar kää kupperne Kessel mache, der mächt ja nor Kupperstich, des sein Bilder zum Eirahme; in kääner Art mächt der Lärm, un Ihr kennt froh sei, wann Ihr so en stille Eiwohner krieht!" Wie horchte da Meister Beyerle auf, lachte nun selbst über seinen Irrtum und war gern bereit, den Kupferstecher als Mieter zu nehmen.

Der junge Hoff hätte sich wohl auf des wunderlichen Hausherrn abschlägigen Bescheid gleich zufrieden gegeben und sich ein anderes Atelier gesucht; aber da war noch ein merkwürdiger Zwischenfall, der ihm gerade dies Haus besonders lieb machte: Ein reizendes, freundliches junges Mädchen in reichem schwarzem Lockenhaar hatte ihm auf so nette Art das zu vermietende Zimmer

gezeigt, und um dieserwillen hatte er es nun besonders darauf abgesehen, gerade hier Quartier zu bekommen, hatte aber seinem Vater nur von dem vorteilhaften Licht und der Ruhe auf dieser Straße für seine Arbeit gesagt, doch klüglich die Hauptsache, die ihn mit so heißem Verlangen auf die Hochstraße trieb, nicht erwähnt.

Kurz und gut, er konnte seinen Einzug halten, und zur zweckmäßigen Einrichtung bot ihm auf seinen ausdrücklichen Wunsch das Mädchen bereitwilligst die Hand. Das Zimmer war, wenn auch einfach, doch behaglich eingerichtet. Nur das unbedingt Notwendige fand Platz: der schwere von Professor Ulmer am Städelschen Kunstinstitut erstandene Kupferstechtisch dicht an dem mit Blende versehenen Doppelfenster, auf demselben die große Kupferplatte für den zu beginnenden Stich der in Florenz entstandenen Bleistiftzeichnung „die Grablegung Christi" nach Perugino. Daneben der Stein für die Lithographie nach Schnorrs Sepiazeichnung „Jacob und Rahel am Brunnen", welche der Meister 1820 in Rom für Herrn von Schneider in Frankfurt am Main gefertigt[1]). An der Wand die Laute, seine Lust in vielen Stunden.

---

[1]) Auch andere damals in Rom lebende Künstler haben diesem Kunstfreund Arbeiten geliefert, außerordentlich wertvolle Blätter, welche er unter dem Titel „Deutsche Kunst in Rom im Jahre 1818" sammelte. Sie wurde in den 50er Jahren dem Städelschen Kunstinstitut zum Kauf angeboten, aber trotz des niederen Preises abgelehnt. Hermann von Mumm, damals Mitglied der Administration, erwarb sie nun für sich; doch wandte er sie nach seinem Tode im Jahre 1887 dem Institut als Vermächtnis zu. Die hervorragendsten seien erwähnt: Cornelius, Grablegung Christi, Federzeichnung auf Tonpapier; Eberhard, Tobiä Heimkehr, Bleistiftzeichnung; Koch, die Kundschafter aus Kanaan mit der Traube, getuschte Federzeichnung; Overbeck, Auferweckung des Lazarus, Bleistift- und Sepiafederzeichnung; Thorwaldsen, Centaur, seinen Knaben die Handhabung des Bogens lehrend, Kreidezeichnung auf Tonpapier. Auch der Frankfurter Passavant ist mit einer Zeichnung, Christus bei Maria und Martha, vertreten.

Mit frischem Mut fing er an zu arbeiten. Sein Fleiß und der oft die Arbeit würzende schöne Gesang und das Saitenspiel übten bald auf die Jungfrau einen nicht geringen Zauber aus, oft stand sie auf der zu der hochgelegenen Stube führenden Treppe und lauschte den Weisen des Sängers, der, nachdem er einmal seine Angebetete beim Horchen ertappt, seine „schönsten Melodieen aus tiefster Brust" hervorquellen ließ. Wiewohl ihm besonders von seinen Verwandten, die ihn gar zu gern in vornehmer Familie gesehen hätten, der verlockende Vorschlag gemacht worden war, sich mit der Tochter eines hochangesehenen Senators zu verheiraten, damit er ohne Sorgen seiner Kunst leben könne, hatte er jetzt für sich entschieden: Diese und keine andere muß die Meine werden! Und sie ward es! Nachdem er, wenigstens nach seiner Annahme, sich genugsam geprüft hatte, kam es am 5. August 1827 zur Erklärung. Der Vater, Herr Johann Friedrich Scheurer [1]), Bürger und Bierbrauer in Wiesbaden, willigte nach manchen ihm nötig dünkenden Verhandlungen in die Verbindung ein, und so wurde „Jungfer" Elisabeth Scheurer [2]) die Verlobte des nach hohen Kunstidealen strebenden römischen Künstlers. Dem Herrn Seilermeister Beyerle ward aber nun dieser Kupferstecher fast ein Dorn im Auge; er hatte sein Tag nicht daran gedacht, daß seine Nichte, welche an Stelle seiner verstorbenen Frau das Hauswesen versah, ihm von diesem jungen Manne genommen werden könne. Und doch wurden die beiden noch gute Freunde.

Das erste Scheiden kam für die Liebenden rascher, als es ihnen genehm war. Was aber aus dieser Trennung für ein Wandern entstand, ist fast unglaublich. Nun sagte Nicolaus nicht mehr wie weiland, als ihn sein Vater nach Rödelheim schickte: „Awwer Vatter, doch jetzt in der Nacht nit?" Nun wußte er, wem sein Wandern zur nächtlichen Stunde galt! In möglichst kurzen Pausen

[1]) Des Schreibers Pate, geb. 10. April 1770 in Worms, † 14. Mai 1860 in Wiesbaden.

[2]) Geb. 14. März 1807 in Wiesbaden, † 6. Juli 1879 in Frankfurt a. M.

ging er zu jeder Jahreszeit, meist Samstags, zu Fuß den siebenstündigen Weg über die Ortschaften: Bockenheim, Rödelheim, Sossenheim, Hofheim, Breckenheim, Ickstadt und Bierstadt nach dem ersehnten Ziel, der damaligen nassauischen Residenz. Im Winter wurde die bessere aber weitere Chaussee über die Galluswarte, Höchst, Sindlingen, Hattersheim, an dem einsamen Wirtshause „zum Wandersmann" vorbei, und über Erbenheim gewählt. Welches Glück lag für des Hauses Tochter darin, wenn sie ihren Nicolaus des Sonntags in früher Morgenstunde — sie wußte ja schon im voraus, daß er komme, — den „Weilburgerhof" am „Uhrturm" frisch und fröhlich einmarschieren sah!

Es muß nach den aus jener Zeit noch vorhandenen Bildnissen [1]) ein stattliches Paar gewesen sein. Wer könnte es ihnen verdenken, daß sie sich noch im Alter an der Erinnerung ergötzten, wie sie einst Arm in Arm „hinter dem Kursaal" lustwandelten? Das waren sonnenhelle Tage! Des Abends spät ging er dann mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr dieselbe Straße, gleich Schuberts Wanderer den Mond zum Gesellen wählend: „Ich auf der Erd', am Himmel du, wir wandern beide rüstig zu", nach seiner Vaterstadt zurück, wo er im Morgengrauen anlangte.

Die Steinzeichnung „Jacob und Rahel am Brunnen" nach Julius Schnorr von Carolsfeld war vollendet, und der Künstler sandte dem Meister, der unterdes von König Ludwig I. von Rom nach München berufen worden war, einen Abdruck. Schnorr wünschte, damit das Blatt an Reiz gewänne und dem Original näherkäme, solle es mit braunem Ton gedruckt werden, und unterzog sich selbst der Mühe, den dazu nötigen zweiten Stein anzufertigen. Wesentlich gewann das Bild dadurch und fand in der Kunstwelt freudige Aufnahme, so daß dabei ein schönes

[1]) Vaters Bildnis, ein vorzügliches Aquarell, ist von seinem Freunde Lucas in Darmstadt gefertigt und das von Mutter, eine prächtige Zeichnung, von Vaters Bruder Carl. Mit diesen überraschten sie sich gegenseitig am Weihnachtsfeste 1827.

Sümmchen für den künftigen Hausstand heraussprang. Dieser wurde denn auch, noch ehe ein Jahr nach dem Verlöbnis vergangen war, mit Gottvertrauen gegründet.

„Nach den allhiesigen Haupt-Kirchen-Registern waren:
Proklamirte von Frankfurt am Main.
Am Sonntag Cantate, den 4. May 1828,
Herr Johann Nicolaus Hoff, hies. Bürger und Kupferstecher,
und Jungfrau Elisabeth Scheurer aus Wiesbaden."

Und „Copulirt und ehelich eingesegnet
Sonntag Exaudi, den 18. May 1828, in Wiesbaden",
vollzogen in der St. Mauritiuskirche
vom Landesbischoff D. Wilhelmy.

Zur Beachtung.

Diejenigen, welche mit der Geschichte Frankfurts bekannt sind, werden die Quellen, aus welchen ich geschöpft, unschwer erkennen; dieselben überall anzuführen, wurde mir abgeraten.


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 20961 3311